

Universität Zürich
Deutsches Seminar
Frühlingssemester 2014

175 Bachelorarbeit Deutsche Sprach-
und Literaturwissenschaft
Prof. Dr. Christian Kiening

Die Kampfdarstellungen der spätmittelalterlichen Epik – Fiktion oder Abbilder ihrer Zeit?

Eine Untersuchung anhand des Eckenlieds sowie den Fechtbüchern der frühen
Neuzeit.

Benjamin Kettner
Untere Dorfstrasse 15
8964 Rudolfstetten
079 308 57 56
benjamin.kettner@uzh.ch
11-706-074

3. Juni 2014

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	2
2. Merkmale der Heldenepik und Aventiuren des Spätmittelalters	4
2.1 Vermittelte Normen und Tugenden der handlungstragenden Personen der mittelalterlichen Erzählungen.....	6
2.2 Überlieferte ritterliche Normen und Tugenden aus historischer Sicht.....	8
3. Die Fechtbücher des Spätmittelalters.....	10
4. Das liechtenauersche Fechten, als Medium der ritterlichen Kampfweise und der adligen Herren.....	14
5. Die materiellen Komponenten des Ritters	18
6. Der Kampf Dietrichs und Eckes im <i>Eckenlied</i>	20
7. Vergleich von Kampfdarstellungen im <i>Eckenlied</i> und Peter von Danzigs Fechtbuch Cod. 44 A 8	24
8. Schlusswort	30
9. Literatur.....	35

1. Einleitung

Moderne Filme zeigen gerne ein Bild des Mittelalters, welches mehr durch vorhergehende Filme geprägt ist, als durch Bild Darstellungen und Schriften dieser Zeit. Auch die kämpferischen Darstellungen stellen hierbei keine Ausnahme dar. Bereits Museen nutzen Fantasyfilme als Vergleichswert und bezeichnen Filme wie den Herrn der Ringe als modernen Ritterfilm.¹ Doch warum sollten Gestalten, die einer anderen Welt entspringen, den Regeln des europäischen Rittertums folgen? Die moralischen Grundwerte haben zwar die europäische Gesellschaft geprägt, aber dies gilt nicht für andere Staaten und imaginäre Königreiche folgen ihren eigenen Regeln. Die Bezeichnung Ritter macht jedoch eine Person noch nicht zu einem solchem oder wer würde die Jedi-Ritter aus *Star Wars*, mit den Rittern der Kreuzzüge des 11. und 12. Jahrhunderts zu vergleichen versuchen? Diese Darstellungen erzeugen einen Schein, der nicht das Gegebene widerspiegelt, doch wie verhält es sich mit Texten, die bereits dem Mittelalter entstammen? Können diese eine Authentizität liefern, nur weil es sich bei diesen um Zeitzeugen handelt? Dieser Frage will diese Arbeit primär nachgehen. Das Quellenwerk, an der eine Untersuchung stattfindet, ist das *Eckenlied*. Dieses Werk der Dietrichepik bietet sich an, da es Elemente der Epik und des höfischen Romans vereint sowie eine ausführliche Kampfbeschreibung beinhaltet, die auf Authentizität untersucht werden kann. Sie ist ähnlich detailliert wie die Artusromane Hartmanns von Aue und nicht so oberflächlich wie es z. B. *Der Huce Scheppel* ist: „den ersten den er traff | den slug er zuo | der erden.“² Eine solche Aussage lässt sich hinsichtlich des genauen Kampfablaufs nicht betrachten. Die Dietrichepik ist jedoch nicht bloss wegen ihrer höheren Genauigkeit der Beschreibung interessant, sondern auch aus entstehungszeitlichen Gründen. Es handelt sich um eine etwas spätere Erzählung des 13. Jahrhunderts, die den Fechtbüchern, die in den Folgejahrhunderten erschienen, noch näher ist. Diese bilden das Gegenstück des Vergleichs. Mit Fechten im modernen Verständnis teilen diese jedoch nichts. Der moderne Sportdegen ist aus den alten Waffen hervorgegangen, doch der Begriff blieb derselbe, so dass auch der Kampf mit dem Schwert als Fechten bezeichnet wird. Dieses Verständnis von Fechten hat sich bereits im Mittelalter in Form eines lexikalischen Wandels gezeigt. So wurde der Begriff *vehthen* für kämpfen, vermehrt vom allgemeineren Begriff *striten* verdrängt, behielt seine kämpferische Semantik jedoch in Bezug auf den Kampf mit Blankwaffen.³

¹ Ausstellung: Echte Burgen falsche Ritter im HMB – Museum für Geschichte / Barfüsserkirche in Basel [15.11.2013 – 29.06.2014].

² Huce Scheppel, 12r Z. 32.

³ Hills, 1985, S. 256.

Da sowohl die Waffen als auch die Rüstung der Ritter ständigen Veränderungen unterworfen waren, müssen diese erst erfasst werden, um eine Aussage über die Darstellung im literarischen Text machen zu können. Somit beschreibt diese Arbeit in einem ersten Schritt die Werte und Normen von höfisch-literarischen Rittern und ihren historischen Vorbildern, bevor sie auf die Fechtbücher eingeht. Diese zu erfassen ist rein technisch uninteressant, doch spielt die Motivation in den mittelalterlichen Aventiuretexten eine entscheidende Rolle. Deswegen soll der Kämpfer nicht nur äusserlich betrachtet werden, sondern auch sein Verhalten und seine Werte, was ebenfalls einen Einfluss auf die Kampfarm haben kann.

Die Fechtbücher, die für die rein technische Komponente stehen, vermitteln in erster Linie, wie korrekt gekämpft werden sollte und sind vordergründig als Anleitungen zu verstehen. Dass dies jedoch mit Problemen verbunden ist, zeigt sich bereits durch die nahe Sprachstufe und Verwandtschaft zur heutigen Kultur. Dies erzeugt eine trügerische Sicherheit.⁴

Die älteste Version dieses Schrifttypus, das Towerfechtbuch, I.33, wurde nicht, wie zu erwarten wäre, von einem Ritter oder Adligen verfasst, sondern von einem Mönch. Es existieren noch weitere Berichte über fechtende Mönche, wie Ilsam⁵ oder Hanko Döbringer, einem Schüler Liechtenauers. Sie alle zeigen, dass eine Verwandtschaft des christlichen Glaubens und dem Fechten keine Unvereinbarkeit darstellte, so dass den Glauben mit dem Schwert zu bringen, keine Seltenheit war. Eine starke Ausformung zeigt sich schliesslich in den Ordensrittern, die nach strengen Glaubensregeln lebten und zugleich das Schwert zu führen wussten. Im späten 14. Jahrhundert schliesslich machte sich Johannes Liechtenauer auf, das Wissen über das Fechten seiner Zeit zusammen zu tragen, weshalb dieser Fechtmeister nach einer allgemeinen Vorstellung der Fechtbücher ebenfalls genauer beschrieben wird. Sein Anspruch, ritterliches Fechten zu vermitteln, erscheint auf den ersten Blick abwegig. Er lehrte nicht den Kampf mit Schwert und Schild, sondern denjenigen mit dem deutschen Langschwert, dem Schwert zu „Anderthalb Hand“.⁶ Die Handschrift 44 A8 von Peter von Danzig gilt als eines der ausführlichsten Werke über die Lehren Liechtenauers und wird somit viel als Vergleichsquelle beisteuern. Nachdem die Vorlagen genauer beschrieben wurden, werden Besonderheiten in den Kampfdarstellungen zwischen Dietrich und Ecke, den Kontrahenten des Eckenlieds, hervorgehoben, um sie in einem weiteren Kapitel mit den Vorbildern zu vergleichen. Somit sollte eine genauere Aussage über deren Einfluss auf die Beschreibung der Geschichte möglich sein, um vielleicht die strikte Trennung zwischen historischen Werken und literaturwissenschaftlichen etwas weiter zu entschärfen.

⁴ Wilkens, 2014, S. 1.

⁵ Ekehard, 1989, S. 198.

⁶ Hills, 1985, S. 288.

2. Merkmale der Heldenepik und Aventiuren des Spätmittelalters

Der Inhalt der spätmittelalterlichen Heldenepik oder -dichtung ist nicht, wie anzunehmen wäre, mit den ritterlichen Geschichten des Mittelalters kongruent, sondern bezieht sich auf die Helden germanischer und frühmittelalterlicher Zeit.⁷ Zentral ist stets eine Figur des heroischen Zeitalters, was als wichtigster Unterscheidungspunkt zum höfischen Roman zu werten ist, denn dieser bezieht sich meist auf französische Quellen, die mit der Artussage ein Netz von Geschichten entwickelt haben, die aufeinander Bezug nehmen.⁸

Teils ist eine Eingrenzung nicht so leicht, wie dies bei Dietrich von Bern geschieht, der sich sowohl an die Heldendichtung der Theoderich-Zeit anlehnt, als auch dem Aventiureweg folgt. Die aventiurhaften Reisen der spätmittelalterlichen Helden funktionieren nach ihren eigenen Regeln. Walter Haug zufolge liegt diesen Unternehmungen ein vierstufiges System zugrunde, das sich folgendermassen aufbaut: Zuerst unterliegt die Reise selbst keinem Zufall und auch sämtliche Begebenheiten, Gegner und Gefahren dienen, obwohl sie völlig willkürlich erscheinen, einem längerfristigen Ziel, das den Protagonisten in eine gewisse Richtung lenkt, die von der Textart vorgegeben ist.⁹ Zum Zweiten darf der Held keine Einschränkung erhalten, die ihn in einer Weise beeinträchtigt, die seine gesamte Aventiure scheitern lassen könnte. Eine jede Wunde ist stets reversibel. Falls sie dennoch so schlimm sein sollte, dass seine Mission scheitern oder für längere Zeit ausgesetzt werden müsste, sind Zaubersalben zur Hand, die diese sogar ohne die geringste Narbe verschwinden lassen. Die Helden altern nicht während ihrer Reise, so dass Schönheit und Kraft niemals nachlassen. So wird auch der Tod soweit ausgeklammert, wie er den Fähigkeiten des Kriegers entspricht. Nur durch sein Scheitern kann ihn dieser erreichen. Hunger, Krankheit, Atrophie werden ihm niemals ein Ende bereiten.¹⁰ Diese zeitliche Einschränkung kann sich jedoch nicht auf den Handlungsablauf beziehen, da eine äusserliche Veränderung durchaus im möglichen Bereich liegt. So eignet sich Dietrich die Rüstung und das Schwert Eckes an, doch auch dieser Akt wäre im Grunde reversibel durch das Ablegen der Ausrüstung, was inhaltlich jedoch kaum Sinn ergäbe. Der dritte Punkt schliesst ein Bewusstsein der Körperlichkeit aus. Dies umfasst wie bereits im vorigen Teil körperlich Beeinflussendes, wie Krankheiten, Anfälligkeiten, physiologische (Grund)bedürfnisse, aber auch Ablenkendes wie Sinnlichkeit und körperliche Angst. Eine solche Regung darf niemals autonom vorkommen, sondern muss als zentrales

⁷ Inwiefern die Beschreibungen von dieser zeitlichen Einordnung abweichen, soll entscheidender Teil dieser Arbeit sein.

⁸ Ebenbauer, 1988, S. 16f.

⁹ Haug, 1989, S. 6f.

¹⁰ Haug, 1989, S. 7.

handlungstragendes Element vorliegen. Andernfalls würde Erecs *verligen* als prominentestes Gegenbeispiel hierfür stehen.

Der vierte Punkt bezieht sich auf die Innerlichkeit des Helden. Ebenso, wie bei der Äusserlichkeit, hängt ihm das Erlebte nicht nach. Es plagen ihn weder Gewissensbisse noch Zweifel. Eine Situation folgt auf die nächste und ein Rückbezug wird nur durch Analogie oder vergleichend als Kontrast durchgeführt und nicht als Verarbeitung bzw. Verdrängung des Erlebten. Vergangenes bleibt vergangen.

Die Normen und Lebensansichten der mittelalterlichen Erzählungen richteten sich primär an Adlige.¹¹ Unter anderem deshalb ist es auch verständlich, dass die Protagonisten selbst ebenfalls diesem Stand entsprangen. Geschichten, die Personen niedrigen Standes zum Vorbild haben, sind oft der Gattung der Märchen zuzuordnen und dürften wohl auch ein anderes Zielpublikum gehabt haben.

Die vorherrschende Norm in den Schriften reduziert den Kampf nicht auf etwas Gewöhnliches, wohl aber auf etwas Normales, das jedoch seine Berechtigung hat. Somit sind auch die Darstellungen der Gewalt in den Texten Referenten von Werte- und Normensystemen.¹² Diese hatten in der höfischen Gesellschaft durchaus einen Realitätsanspruch, da die für solche Erzählungen gewählte Bezeichnung „conte“ bis zum 16. Jahrhundert ausschliesslich für reale Ereignisse genutzt wurde.¹³ Jedoch muss hier unterschieden werden zwischen poetischem Wahrheitsgehalt und tatsächlichem.¹⁴ Es handelt sich vielmehr um eine innere textuelle Sinnhaftigkeit, die auf ihr eigenes System betrachtet stimmt. Die Vorlagen der heroischen Epik entstammen historischen Ereignissen, doch werden diese nicht exakt übernommen.¹⁵ „Fehler“ wurden ausgemerzt, um der Geschichte zu entsprechen und somit war es kein Widerspruch, Attila und Theoderich in derselben Geschichte zu zeigen. Eine reale Historizität wird narrativ erzeugt. So entstanden quasi-historische Epen wie die Nibelungen.¹⁶ Durch diese Vermischung von realen und fiktiven Ereignissen kam es zu einer Fiktionalisierung der Geschichte und einer gleichzeitigen Historisierung der Fiktion.¹⁷ Die epischen Werke sorgten für ein Geschichtsbewusstsein in der Gesellschaft, indem sie Wahres und Solches, was für wahr gehalten wurde, kombinierte.¹⁸

¹¹ Hoffman, 1974, S. 41.

¹² Malcher, 2009, S. 9.

¹³ Gumbrecht, 1983, S. 438.

¹⁴ Meyer, 1994, S. 9.

¹⁵ Bleumer, 2000, S. 129f.

¹⁶ Bleumer, 2000, S. 136.

¹⁷ Stanesco, 1993, S. 9.

¹⁸ Kühebacher, 1979, S. 69.

Dass die Geschichten nicht in der Zeit ihrer Verfasser spielten, hatte durchaus einen Grund. Die verklärten, heroischen Gestalten der früheren Zeit zeigten einen Missstand bestehender Verhältnisse, da die Ritter des 12. Jahrhunderts die kirchlichen Ideale von Tugend und Ehre nicht lebten, sondern vermehrt das Anhäufen von Reichtümern in den Vordergrund stellten. Dieser Bereicherungsgedanke war ein Überbleibsel des 9. Jahrhunderts, als sie bessere Söldner waren.¹⁹

Um eine erhöhte Glaubhaftigkeit zu erreichen, wurden Heldentaten nicht in die Bereiche der Mythen verbannt, sondern fanden an realen Orten statt. Deren Topographie war zwar erfunden, doch blieb der Name korrekt.²⁰ Eine ungewohnte Situation wurde in eine bekannte übertragen, was mit dem Ort begann und sich über Ausrüstung und Verhaltensweisen ausbreitete.²¹

2.1 Vermittelte Normen und Tugenden der handlungstragenden Personen der mittelalterlichen Erzählungen

Die Attribute der Ritter in den Epen und Aventiuren stammen möglicherweise von antiken Vorbildern, die sich von Ciceros *de officiis* herleiten lassen²². Dies ergibt insofern Sinn, da der Dienst als die wichtigste Aufgabe des Ritters zu verstehen ist, gleich ob Minne- oder Waffendienst.²³ Die weltliche Ordnung wird stark vereinfacht, indem sie von der vorherrschenden Politik getrennt wurde und stattdessen nur einem Herrscher unterstellte. Dieser war nicht König Artus, sondern Gott selbst.²⁴ Obwohl die Gottesfurcht oft nicht zentrales Element der Erzählung ist, findet sie des Öfteren Erwähnung. So sagt Tristan: „unser sige und unser saelekeit | diu enstât an keiner ritterschaft | wan an der einen gotes craft“²⁵. Physische Stärke war im Mittelalter das wichtigste Attribut, ehe es in der Renaissance von der geistigen Kraft verdrängt wurde.²⁶ Diese war aber nicht rein brachial, da stets edle Motive von Nöten waren, diese zu legitimieren. Mit der rein körperlichen Kraft verbinden sich noch zwei weitere Elemente zur Stärke des Kriegers. Diese sind die Waffenbeherrschung, also Technik, und die Gottesfurcht. Letztere steht für die Verbundenheit des Kämpfers mit Gott und Siegen war ohne dessen Hilfe nicht möglich.

¹⁹ Bumke, 2008, S. 428-432.

²⁰ Meyer, 1994, S. 184.

²¹ Bleumer, 2000, S. 131.

²² Bumke, 2008, S. 416.

²³ Ehrismann, 1995, S.170.

²⁴ Bumke, 2008, S. 417.

²⁵ Friedrich, 2005, S. 156.

²⁶ Bumke, 2008, S. 424.

Die Beherrschung der Waffe wurde als *meisterschaft* bezeichnet und war ebenso entscheidend für das Bestehen eines Kampfes: „mit guoeter kunst, mit niuwer kraft | und mit alsô gelîcher meisterschaft“.²⁷ Doch wurden dem höfischen Ritter noch weitere Attribute zugesprochen, die über den Kampf hinausgehen. So musste er *guot, reine, biderbe, vrum, lobesam, tiure, wert, ûz, erwelt, schame, triuwe* und *kiusche* sein. Neben diesen Attributen musste er auch der adlig christlichen Norm entsprechen und *mâze* und *staete* wahren.²⁸

Diese charakterlichen Merkmale wurden noch durch körperliche ergänzt, die von der Kirche jedoch nicht unterstützt wurden. So mussten Ritter nicht nur fromm und tugendhaft sein, sondern auch schön, stolz, reich, prachtliebend, voll Ruhmverlangen und von hoher Abkunft.²⁹ Es diente dem adligen Selbstverständnis, eine Gleichsetzung von innerer und äusserer Schönheit vorzunehmen. So war ein hoch geborener Mann auch stets heldenhaft und fromm und von gutem Aussehen. In den Geschichten wird deshalb ein fremder Adliger sogleich an seinem Aussehen erkannt. Noch weiter auffällig ist dies bei den Frauen. Die Schönste ist stets auch die Herrin. Eine Begebenheit, die auch in der Ilias vorhanden ist. So ist Helena die Schönste und nicht etwa eine ihrer Kammerzofen.

Um die Vormachtstellung des Adels etwas zu legitimieren, entstand eine Unterscheidung zwischen Adel der Geburt und Adel der Gesinnung.³⁰ Der Adel verpflichtete also zu tugendhaftem Handeln, gemäss der Höhe der Geburt, so dass ein König wie Artus tugendhafter handeln musste, als ein gewöhnlicher Ritter wie Lancelot.

Zum höfischen Ideal gehörte auch das Hochhalten der *hövescheit*. Diese sah eine Freude am Kampf vor, die auch Bestandteil der Erziehung der Adligen war. So sollte dafür gesorgt werden, dass *der junge Adlige Freude daran hat, geschickt zu buhurdieren und sich mit dem Schild zu decken*.³¹ Dem Ritter wird also ein Drang auferlegt, den Kampf zu suchen und sich darin zu beweisen.³² Auch *die Verteilung von Frauen*³³ bildet einen grundlegenden Bestandteil in den höfischen Romanen, so dass der Minnedienst einen ebenso wichtigen Teil der Erziehung einnehmen musste. So sollte er auch *gerne zu den Damen gehen und wohlerzogen vor ihnen stehen und bei ihnen sitzen*.³⁴ Den Anforderungen der *hövescheit* zu genügen, war ein Zeichen von *hôhen muot*. Dies beschrieb im höfischen Umfeld ein

²⁷ Erec Vv. 919f.

²⁸ Bumke, 2008, S. 418.

²⁹ Bumke, 2008, S. 419.

³⁰ Bumke, 2008, S. 421.

³¹ Bumke, 2008, S. 426.

³² Malcher, 2009, S. 98.

³³ Friedrich, 2005, S. 127.

³⁴ Bumke, 2008, S. 426.

gesellschaftliches Hochgefühl des Ritters, doch klerikal war es reiner Hochmut.³⁵ Auch im Begriff der Ehre unterschieden sich die Ansichten der beiden Institutionen. *êre* war für den höfischen Ritter der Inbegriff des Seins, der von den Dichtern zum Universalbegriff des Wertesystems der höfischen Gesellschaft erklärt wurde, doch die andere Meinung tat diese als nichtigen, leeren Schall ab.³⁶

Auch im Kampf finden wir eine geregelte Situation vor, so dass die übliche Kampfreihefolge so aussieht, dass sich die Ritter erst zu Pferd treffen. Danach wird der Kampf zu Fuss mit Waffen weitergeführt, meist dem Schwert und zuletzt wird die Distanz noch einmal verringert, so dass sich die Kontrahenten im Ringen gegenüber stehen.³⁷ Diese Art des Kämpfens ist eng mit dem Ehrsystem verknüpft. So schreibt Hartmann von Aue, dass Mabonagrin *enhæte sich gewert*³⁸, wäre seine Waffe nicht zerbrochen und deshalb ist es für Erec nicht unehrenhaft, gegen einen Unbewaffneten zu kämpfen. Sein Antrieb ist Rache, was als Restituierung für die verletzte Ehre ausreichend ist. Somit wird der Angriff auf einen schutzlosen Gegner legitim.³⁹

Ansonsten wird jedoch eine Angleichung der Waffen bevorzugt, wie sie auch Norm in den Fechtbüchern ist.

2.2 Überlieferte ritterliche Normen und Tugenden aus historischer Sicht

Die Ritter des Mittelalters zeigten Parallelen zu den Nobiles der römischen Kultur.⁴⁰ Im Hochmittelalter war der Ritter meist ein Krieger bzw. ein *rîter*.⁴¹ Seine Attribute entstammen königlicher Natur, weshalb der beste Ritter auch der von Gott eingesetzte König sein musste.⁴² Die Vorschriften und Vorlagen des Fürstenspiegels galten zwar für den König, aber als Vorlage dienten die meisten Grundsätze auch dem Ritter. So finden wir in *De duodecim abusivis saeculi* das Kapitel zum *rex iustus* entgegen dem *rex iniquus* die Vorschriften zum Schutz der Kirche, der Schwachen, Witwen und Waisen, der Gerechtigkeit, der Bestrafung der Schuldigen sowie dem Vertrauen in Gott.⁴³ Ihre Vorbilder stellten die

³⁵ Bumke, 2008, S. 427.

³⁶ Bumke, 2008, S. 428.

³⁷ Meyer, 1994, S. 213.

³⁸ Erec Vv. 9245.

³⁹ Ehrismann, 1995, S. 154.

⁴⁰ Ehrismann, 1995, S. 170.

⁴¹ Ehrismann, 1995, S. 169.

⁴² Paravicin, 2011, S. 54.

⁴³ Bumke, 2008, S. 384.

alttestamentarischen Könige dar. Allen voran David und Salomon.⁴⁴ Der König war *rex et propheta*. Eine Funktion, die mit der Herrschaft in Gottes Gnaden gut vereinbar war.

Im 12. Jahrhundert fand eine Verschiebung der Attribute vom König auf die Fürsten statt.⁴⁵ Dies war bereits eine erste Minderung der Hervorhebung der Abstammung gegenüber den Attributen und Tugenden. Eine Adelszugehörigkeit war ausreichend, um dem Ideal entsprechen zu können. Dieses beinhaltete Demut, keine Gier, Aufopferung, Schonung von Leben, Unterstützung der Armen und Bedürftigen, Waisen zu speisen, Betrübe zu trösten, die Wahrung des Rechts, den Schutz von Kirchen, Klöstern und Witwen.⁴⁶

Da die Verteidigung durch das Schwert geschah, wurde eine soziale Hierarchisierung noch immer verstärkt, da eine ausgiebige Kampfausbildung Privileg des Adels/Ritterstandes blieb.⁴⁷ Demut, Gehorsam und Treue machten den Ritter zu einem dienenden Herrn, der dem christlichen Ideal entspricht. So sagte Gregor der Grosse († 604), dass „Gott dienen herrschen ist.“⁴⁸ Des Weiteren musste der Ritter Ehre, *milte* und *staete* zeigen.⁴⁹ Sein ganzes Wesen musste sich dem christlichen Lebenswandel hingeben, wie er es bei der Schwertleite versprach. Dazu gehörte die Meisterschaft des Waffenhandwerks ebenso wie der versprochene Schutz.⁵⁰ Im 11. Jahrhundert wurden diese Regeln durch Bonizo von Sutri erweitert. So sollten die Ritter ihrem Herrn ergeben sein, nicht nach Beute streben, zum Schutz der Leben ihrer Herren ihr eigenes nicht schonen, für das Wohl der Allgemeinheit bis zum Tode kämpfen und Schismatiker und Ketzer bekriegen.⁵¹ Wer diesen Regeln in ausserordentlicher Weise gefolgt war, waren die Ordensritter, allen voran die Templer.⁵² Die Ordensoberen verdammten Verhalten, das dem höfischen Ritter als *lobesam* galt.

„Und wie die Geier, die das Aas wittern, so späht ihr aus und trachtet nach Kriegen in den entferntesten Gegenden. Das ist gewiss der schlimmste Weg, weil er ganz von Gott abgekehrt ist. Wenn ihr aber für eure Seele sorgen wollt, so legt schleunigst den Gürtel einer solchen Ritterschaft ab und tretet mutig in den Kriegsdienst Christi und eilt zur Verteidigung der orientalischen Kirche.“⁵³

Balderich von Dol prangerte an, den Krieg zu suchen, statt ihm zu begegnen, wo er bereits tobt. Des Weiteren geht er auf den Minnedienst ein, den die Ritterorden weiter verschärfen:

⁴⁴ Bumke, 2008, S. 386.

⁴⁵ Bumke, 2008, S. 388&403.

⁴⁶ Bumke, 2008, S. 400.

⁴⁷ Friedrich, 2005, S. 129.

⁴⁸ Bumke, 2008, S. 407.

⁴⁹ Dinzelbacher, 1992, S. 706.

⁵⁰ Ehrismann, 1995, S.173.

⁵¹ Bumke, 2008, S. 401.

⁵² Vgl. Pierre Paul Read: Die Templer. Die Geschichte der Tempelritter, des geheimnisvollen Ordens der Kreuzzüge, München 2009.

⁵³ Bumke, 2008, S. 405.

„Die verführerischen Reize der Frauen und eure Besitztümer sollen euch nicht dazu verlocken, dass ihr nicht auszieht.“⁵⁴

Die Ordensritter besinnen sich schliesslich auf die Worte Paulus, der sagte, dass das Leben allein der Partnerschaft vorzuziehen wäre: „Es ist dem Menschen gut, dass er kein Weib berühre.“⁵⁵ Dies nahmen sie in ihre Ordensstatuten auf, so dass sie sich zu Armut, Gehorsam und Keuschheit verpflichteten.⁵⁶ Diese Ausformung des Rittertums war aber sehr strikt, weshalb es nicht als Norm auf alle Ritter ausgeweitet werden kann, zeigt aber die grösste Ausformung des christlichen Gedankens und der Verbundenheit zu Gott und Kirche.

3. Die Fechtbücher des Spätmittelalters

Fechtbücher können als erste Anleitungen verstanden werden, denen das Grundthema des Kampfes gemeinsam ist, doch bilden sie kein homogenes Corpus.⁵⁷ Dies mag daran liegen, dass die ältere verwandte Art dieses Texttypus die Hausbücher sind. Auch in ihnen finden sich Fechtanweisungen, obwohl in deutlich geringerem Umfang. So gibt es im mittelalterlichen Hausbuch die Darstellung von Ochs und Wechsel⁵⁸, einer der vier Grundhuten Liechtenauers, sowie eine spätere Kampfhaltung des 15. Jahrhunderts und ansonsten einen Aufschluss über die vorhandene Ausrüstung.⁵⁹ Eine detaillierte Beschreibung des Bewegungsablaufs fehlt jedoch. Auch in der Ritterlehre von Hango Döbringer verhält es sich so, dass die Tugenden und Merkmale beschrieben werden, aber keine klaren Anweisungen formuliert wurden.⁶⁰ Dies ist ein Merkmal der frühen Fechtbücher, die noch keine ikonographischen Darstellungen beinhalten. Während in Hausbüchern aus dem 14. und 15. Jahrhundert nur in jeweils einem eine Fechtanweisung gefunden wurde, können die Fechtbücher als spezialisierte Form dieses Texttypus angesehen werden.⁶¹ Das früheste Werk dieser Gattung ist das Towerfechtbuch I.33 aus dem Tower von London, das um das Jahr 1300 datiert wird.⁶² Sein Verfasser ist kein Fechtmeister, wie bei anderen Werken, sondern ein Mönch, doch teilt er die Verbundenheit zur Kirche mit dem Pfaffen Hango Döbringer, der sein Manuskript Ende des 14. Jahrhunderts verfasste.⁶³ Auffallend ist seine wirre Struktur. So

⁵⁴ Bumke, 2008, S. 405.

⁵⁵ 1. Kor 7,1.

⁵⁶ Bumke, 2008, S. 409.

⁵⁷ Müller, 1992, S. 251.

⁵⁸ Das mittelalterliche Hausbuch Tafel 2.

⁵⁹ Abb. 1.

⁶⁰ Müller, 1994, S. 361.

⁶¹ Wierschin, 1965, S. 3.

⁶² <http://freywild.ch/i33/i33a.html#01> [8.4.14].

⁶³ Wierschin, 1965, S. 4.

werden Waffen eingeführt, und bereits nach wenigen Seiten wird das Thema gewechselt, ganz so, als läge dem Manuskript keine klar geordnete Grundstruktur zugrunde.⁶⁴ Dies erscheint eher untypisch. So findet sich in Peter von Danzigs Handschrift eine klare Linie, die bereits zu Beginn vorgestellt wird: „| Des ersten mit dem langen swert | Dar nach mit der gleden | vnd mit dem swert zw roß | Dar nach mit dem kürzen swert zw^o champf |“⁶⁵

Die Schriften haben eine klare Struktur, denn ihre Aufgabe ist es, trainingsbegleitend zu fungieren.⁶⁶ Eine Ersetzung des Meisters ist (noch) nicht gewollt. Dies geht auf Liechtenauer zurück, denn dieser wollte ein *gemain* werden der Techniken verhindern.

„So hat er die selbig kunst igleich besunder lassen schreiben mit verporgen | vnd verdackten wo^oten | Dar umb daß sy nit yderman vernemen noch versteen sol | als du sy her nach geschriben wirst vinden | vnd hat das getan durch der leichtfertigen schirmaister w^oillen | Dye Irr kunst gering wegen | das sein kunst von den selbigen maisterñ nicht gemain noch geoffenwart sol werden solichen lewten die | dye kunst In wurden nicht behalten als ~~an~~ daß der kunst zw gehört ~“⁶⁷

Um die allgemeine Verbreiterung aufzuhalten, hat sich Liechtenauer auf Zedel gestützt, die das Lernen eines Eingeweihten erleichtern, aber gleichzeitig durch ihre Knappheit, einem Uneingeweihten keine Chance geben, etwas zu verstehen.⁶⁸ „Twer benjympt was vom tag her chumpt“.⁶⁹ Einerseits ist die Anweisung knapp und reimt sich, was einen erhöhten Mnemoeffekt erzeugt, also ein leichteres Einprägen, andererseits ist die Kenntnis der Fachbegriffe zwingend notwendig. Dieses System hatte jedoch einen Haken, der auch durch Lehrer nicht vollständig unterdrückt werden konnte. Um das Versmass zu erreichen, mussten teils überflüssige Informationen in den Reim eingebettet werden, die zu anderen Auslegungen der Technik führen konnten.⁷⁰ Diese Reim- und Füllwörter evozierten Varianten.

Verschriftlicht wurden also jene Komponente des Trainings, die unabänderlich sein sollten. Somit die Techniken und Stellungen, nicht jedoch die sprachlichen Elemente, obwohl der metrische Teil der Zedel darauf hindeuten könnte.⁷¹ Die zu Anfang „dunklen“ und „verdeckten“ Worte wurden später durch Glossen erhellt, damit „yderman“ nach Liechtenauer trainieren konnte.⁷² Eine Ausweitung auf das Bürgertum musste folgen, doch verhinderte der Umstand der geringen Alphabetisierung eine allzu weite Verbreitung.

⁶⁴ Müller, 1992, S. 264.

⁶⁵ Hagedorn, 2008, S. 6.

⁶⁶ Müller, 1992, S. 252.

⁶⁷ Hagedorn, 2008, S. 6.

⁶⁸ Müller, 1994, S. 364.

⁶⁹ Hagedorn, 2008, S. 50.

⁷⁰ Müller, 1994, S. 363.

⁷¹ Müller, 1994, S. 360.

⁷² Wierschin, 1985, S. 5.

Die Entwicklung der Fechtbücher durchlief vier Phasen.⁷³ Zu Beginn richteten sie sich vornehmlich an ein nicht-gelehrtes Publikum, für die die komprimierten und verschlüsselten Texte unterrichtsbegleitend fungierten. In einer zweiten Phase trat bereits eine Verbreiterung des Publikums ein, da die Texte nun vermehrt kommentierend durch ergänzende Glossen einem breiteren Publikum zugänglich gemacht wurden. Noch immer handelte es sich jedoch um schriftsprachliches Wissen, das durch Verschriftlichung akkumuliert werden konnte.⁷⁴ Diese reine Schriftlichkeit brachte jedoch auch das Problem mit sich, dass Rückfragen ausblieben und Verständnisfragen ungeklärt blieben.⁷⁵ Erst in der dritten Phase wurden die rein schriftlichen Texte vermehrt durch ikonische Repräsentationen ergänzt oder ersetzt. Das Fechten konnte niemals rein schriftlich erlernt werden.⁷⁶ Deswegen konnten funktionale Fechtbücher stets nur trainingsbegleitend verwendet werden. Auch Döbringer verweist auf den Unterschied zwischen dem praktischen Unterricht und dem theoretischen Lernen:

„merke das vnd wisse das man nicht gar eygentlich vnd bedewtlich von dem fechten mag sagen vnd schreiben ader auslegen | als man is wol mag zeigen vnd weisen mit der hant“⁷⁷

Die Bilderhandschriften mussten als Folge dieser Entwicklung an Popularität gewinnen. Sie hatten den alten Schriften natürlich voraus, dass sie ein grösseres Publikum ansprachen. Die Verse hatten teils kaum noch etwas mit den Bildern zu tun und waren stellenweise einfach nur noch irrsinnig, was unbemerkt blieb.⁷⁸ Die Bilder selbst sollten den Ablauf genauer vermitteln, doch bleibt eine genaue Verknüpfung aus, da nicht immer ausreichend viele Momentaufnahmen eines Bewegungsablaufs festgehalten wurden, um ihn fehlerfrei verstehen zu können.⁷⁹ Die Bilder dienten als *Anleitung für schriftsprachlich Ungeübte*⁸⁰, was ein grösseres Publikum darstellte und schliesslich auch einen höheren Absatz ermöglichte. So sind von Hans Talhoffer mindestens fünf Schriften überliefert, die als Originale zu werten sind.⁸¹ Insbesondere seine Abhandlung zum Stechschild lässt die Vermutung zu, dass eine solche Schrift aus finanziellen Motiven entstanden ist, da der Stechschild ausserhalb des Gerichtskampfs keine weit verbreitete Waffe war.⁸² Bei späteren Autoren wie Paulus Hector Mair, der sogar solche Besonderheiten, wie das Sichelfechten, aufgenommen hat, wird diese Waffe nicht erwähnt. Doch dies zeigt auch, dass die Fechtbücher nicht rein statisch waren.

⁷³ Müller, 1994, S. 383.

⁷⁴ Müller, 1992, S. 267.

⁷⁵ Müller, 1994, S. 365.

⁷⁶ Müller, 1992, S. 252.

⁷⁷ Müller, 1992, S. 264.

⁷⁸ Müller, 1994, S. 373.

⁷⁹ Müller, 1994, S. 371f.

⁸⁰ Müller, 1994, S. 371.

⁸¹ MS Chart. A 558; MS 78.A.15; HS XIX.17-3; MS Thott.290.2°; Codex Icon 394a.

⁸² Cod. Icon 394a, Tafel 104-169.

Auch sie wandelten sich und wurden ergänzt. So wurde nicht mehr Verstandenes oder Unbrauchbares weggelassen, während Neues hinzu kam.⁸³ Was jedoch eine Konstante blieb, war der Schwerpunkt auf das Blossfechten, welches verhältnismässig den grössten Teil der Fechtbücher ausmachte. Dabei wurde auch strikt zwischen Harnischfechten und Blossfechten unterschieden.⁸⁴

Die vierte Phase letztlich wurde durch den Buchdruck ermöglicht. Mit diesem entfernten sich die Schriften jedoch von den genauen Anweisungen und stellten das Fechten aus einer objektiven, unbeteiligten Sicht dar. Die gedruckten Bücher sollten den Lehrer nun ersetzen, denn vordergründig war nicht mehr das Erlernen des Kämpfens, sondern das Verstehen von dessen Hintergründen.⁸⁵

Die Schrift ermöglichte eine Standardisierung des Fechtens, die auch mit einer Auszeichnung gewertet wurde⁸⁶. Ein Doppelsöldner musste mit einem Zeugnis eines „Meisters vom langen Schert“ erscheinen, denn ohne solches konnte er nicht den doppelten Sold geltend machen.⁸⁷

Um dieses Niveau gewährleisten zu können, wurden vornehmlich bürgerliche Fechtgemeinschaften gegründet, die vermehrt das adelige Selbstverständnis, das durch die Waffenausbildung gewährt wurde, in Frage stellten.⁸⁸ Diese Art des Fechtens, auch Schulfechten genannt und von den alten Meistern verachtet⁸⁹, führte im 16. Jahrhundert zu einer Popularisierung des Schwertkampfes hin zu einer Versportlichung. Das Federfechten, das zuvor lediglich dem Training gedient hatte, wurde vermehrt betrieben, denn dieses konnte sich durch das höhere Tempo und die geringeren Verletzungen auszeichnen und nicht zuletzt, weil es wettkampftechnisch effizienter war⁹⁰:

„Auff dieser schul seinnd die feder fechter obgelegen haben auch beede Crennzlein gewonnen. Vnnd der Marxbrueder sechs Pluttig geschlagen warden, der federfechter nur ainer. war ein grosse schul.“⁹¹

Aus der ursprünglich kriegerischen Tätigkeit wurde vermehrt ein Gesellschaftsereignis, das grundlegend als Sport zu bezeichnen ist.⁹²

⁸³ Müller, 1994, S. 369.

⁸⁴ Wilkens, 2014_{II}, S. 3&4.

⁸⁵ Müller, 1992, S. 280.

⁸⁶ Müller, 1992, S. 262.

⁸⁷ Hills, 1985, S. 298.

⁸⁸ Friedrich, 2005, S. 127.

⁸⁹ So schreibt Hanko Döbringer: es "gehört doch nicht czu ernsten fechten, zonder czu schulfechten" Cod. ms. 3227a (HK 41), fol. 14rv.

⁹⁰ Vgl. Fechtbuch Paul Hector Mair. icon. 393 Abb. 2.

⁹¹ Hills, 1985, S. 309.

⁹² Bodemer, 2008, S. 323.

4. Das liechtenauersche Fechten, als Medium der ritterlichen Kampfweise und der adligen Herren

„I Junck ritter lere | Got lieb haben frawen Jo ere | So wechst dein ere | Vbe ritterschaft |“⁹³

So sprach Johann(es) Liechtenauer und dieses Zitat wurde von seinen Schülern als derart wichtig angesehen, dass sie es dem Fechtbuch vorangehen liessen, das den Fechtstil Liechtenauers vermittelt. Da über den Meister selbst nicht allzu viel bekannt ist, weiss man vor allem durch seine Schüler von ihm.⁹⁴ Über ihn gilt es zu sagen, dass er eine Person des ausgehenden 14. Jahrhunderts war und das ritterliche Fechten verbreitete, während die Ruhmeszeiten des Rittertums bereits vorbei waren. Er selbst war zwar ein Schwertmeister, doch war er nicht der Erfinder jener von ihm beschriebenen Techniken. Vielmehr war es so, dass er sie auf Reisen gelernt und zusammengetragen hat, mit dem Ziel, die richtige und wahre Art der Meisterschaft zu erlernen.⁹⁵ Liechtenauer hat kein Fechtbuch veröffentlicht. Alle seine Techniken sind durch seine Schüler beschrieben und veröffentlicht worden.⁹⁶ Dies mag im Zusammenhang mit seinen Zedeln stehen, denn er selbst hatte stets die Angst seine Kunst könne *gemain* werden, weshalb er durch seine Art der Verschlüsselung erreichen wollte, dass nur ein ausgewählter Kreis von Fachleuten die Meisterhau beherrschte.⁹⁷ Dies könnte auf ein elitäres Denken des Schwertmeisters hindeuten.

Es sind Adelsgeschlechter Liechtenau aus dem 16. Jahrhundert bekannt und wenn es auch unklar ist, ob Johannes direkt von diesen abstammte, deutet er doch durch diese Einschränkung und seinen Mahnspruch an die jungen Ritter an, zumindest als Schirmmeister aufzutreten, der doch ein gewisses Ansehen genossen haben durfte. Den Aspekt der Ritterlichkeit, welcher Liechtenauer vermittelt, lag für ihn beim Erlernen wohl nicht im Vordergrund, jedoch bleibt er auch über Jahrhunderte hinweg von anderen Personen erhalten. So wird in Zedlers Lexikon aus dem Jahre 1735 das Fechten als „rittermässige Übung, welche lehret, wie man mit Vortheil den Degen nach der Kunst führen, und also seinem Gegner einen Streich anbringen, sich aber vor seinen Streichen geschicklich beschützen soll.“ definiert.⁹⁸ Die Waffe mag sich verändert haben, die Kernkomponenten nicht.⁹⁹ Diese waren bereits bei Liechtenauer vorhanden und können auch rückwirkend angeschaut werden, da diese Art des Kampfes keine völlige Neuerung war, sondern lediglich eine Fixierung dessen, was

⁹³ Hagedorn, 2008, S. 6.

⁹⁴ Hagedorn, 2008, S. VIII.

⁹⁵ Vgl. Żabiński, Grzegorz: *Unarmored Longsword Combat by Master Liechtenauer via Priest Döbringer. Master of Medieval and Renaissance Martial Arts.* Ed. Jeffrey Hull, Boulder, CO: Paladin Press 2008.

⁹⁶ Wierschin, 1965, S. 6.

⁹⁷ Müller, 1994, S.364 & 377.

⁹⁸ Zedler, 1735, Sp. 397.

⁹⁹ Müller, 1994, S. 359.

funktionierte. Was nicht funktionierte, verging mit dem jeweiligen Anwender dieser Technik, doch was sich durchsetzte, wurde den neuen Umständen angepasst und weitergeführt. So dürfte der Kern Liechtenauers Fechten älter sein, als er und durchaus ritterliche Wurzeln haben. Dies schlägt sich in einem Mangel der Fechtbücher nieder, der einfach zu erklären ist. Viele Fechtbücher fokussieren die Waffe und nicht die Bewegung des Körpers.¹⁰⁰ Das Ringen und somit die Grundlagen der Bewegung sind bereits durch die adlige Erziehung gegeben.¹⁰¹ Sie ist verankert im *Erziehungskanon der Aristokratie*. Die Grundlagen des Kampfes unterscheiden sich kaum zwischen einzelnen Kampfstilen, ob bewaffnet oder unbewaffnet. So unterscheidet sich die Bewegung, die der Körper während eines Oberhaus¹⁰² macht, nicht bei ein- oder zweihändiger Führung eines Schwertes. Mit dem Ringen als gemeinsamen Nenner wurde es erst möglich, die Vielzahl der Waffen zu beherrschen, die einem Ritter gebührten.¹⁰³ Der Übergang vom Ringen am Schwert zum unbewaffneten Ringen konnte somit fließend stattfinden, was für einen Ritter lebensnotwendig sein konnte.¹⁰⁴ Fabian von Auerswald merkt an, dass sich das Ringen, obwohl adelige Kunst, keiner allzu grossen Beliebtheit erfreute: „| die alte Ehrliche und Adelige Kunst | des Ritterschimpffs | des Ringens |“¹⁰⁵ Dies mag wohl daran liegen, dass das Ringen durch Rüstungen an Effizienz einbüsste, aber dennoch blieb es wichtiger Bestandteil des Zweikampfes. In den Fechtbüchern zeigt sich dies durch Techniken, die aufgrund der fehlenden Bedrohung irrsinnig erscheinen.¹⁰⁶ Erst durch Einfügen von Bedrohungen durch Knieschläge, Faustschläge und Tritte ergeben die Bewegungen im Fechtbuch Sinn, da diese bereits auf diese Attacken reagieren. Diese wurden aber nicht eingefügt, da sie der Grundausbildung des Lesenden entnommen werden konnten. Ein Wandel musste erst stattfinden, als das Bürgertum zum Primärpublikum wurde, das sich nicht mehr von Kindesbeinen mit dem Kampf auseinander setzte.

Die Fechtbücher hatten neben dem pragmatischen Ziel, das Kämpfen zu lehren, auch den Anspruch, den Charakter zu bilden.¹⁰⁷ Mit dieser Kunst sollte der Anwender „pestan mit rechter kunst vor fuersten vnd vor herren ym söll auch pillichen seyner künst pas geluonet werden den anderen meysteren dye dyser dinck nicht wyssen“.¹⁰⁸ Die Fechtmeister waren den

¹⁰⁰ Wilkens, 2014₁, S. 6.

¹⁰¹ Welle, 1993, S. 232.

¹⁰² Diagonal geführter Hieb von oben.

¹⁰³ Wilkens, 2014₁, S. 2.

¹⁰⁴ Welle, 1993, S. 225-227.

¹⁰⁵ 2_o Cod. Ms. philos. 62, 1539, Vorrede.

¹⁰⁶ Vgl. hierzu das Kapitel 4. Interpretation anhand der Informationen des Quellentextes im Aufsatz Thore Wilkens: "Alles Fechten kommt vom Ringen. Zur Einflussnahme des Ringens auf die bewaffneten Disziplinen in den Fechtbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts."

¹⁰⁷ Müller, 1992, S. 280.

¹⁰⁸ Cpg 430, Bl.2 v.

Fürsten vom Stande her klar unterzuordnen, doch richten sich ihre Anweisungen auch an sie.¹⁰⁹ Dass die Fechtmeister aber zu den unehrlichen Leuten zu zählen waren, ist eher zu verneinen, da sie als *scermere* der jungen Adligen einen hohen Einfluss auf sie hatten.¹¹⁰ Dies mag bereits vom Begriff *schirmen* selbst herrühren, der gerne vom Schild hergeleitet wird, doch macht eine Verwandtschaft mit *abschirmen*, *behüten* mehr Sinn, was die Fechtmeister in eine Art Beschützerfunktion der jungen Adligen stellt.¹¹¹ In der Kopenhagener Handschrift werden Liechtenauers *Dunkel* insofern erweitert, dass sie auch Zuschauer ausschliessen: „Och sol der kempffer vnd der maister sich hu^etten daz sie niemand zu sehen laussend[...] vnd von dem vechten wenig sagen daz kain abmercken da von kom“¹¹² Es entsteht also eine beinahe intime Nähe zwischen dem Lehrer und dem Schüler, um die Geheimhaltung der Kunst zu wahren. So zumindest erscheint die Deutung aus den Fechtbüchern.

Die vermittelte Kunst selbst dürfte durchaus als ritterlich verstanden werden, da sie vor das 14. und 15. Jahrhundert zu datieren ist. Dies belegt auch Hanko Döbringer, der sagt, dass die Kunst „vor manchen hundert Jaren“¹¹³ erdacht wurde.¹¹⁴ Die Vorgängertechniken sind wohl nicht für das lange Schwert konzipiert worden, da dieses eine Innovation des 13. Jahrhunderts ist. Eine Adaption und Umwandlung kann also durch Liechtenauer selbst geschehen sein. Auch nach Liechtenauer haben Fechtmeister die Kunst ihrer Vorgänger kopiert und verändert¹¹⁵, so lässt sich daraus schliessen, dass dies auch vor Liechtenauer geschehen ist, da er selbst nicht als Erfinder der Techniken gilt. Eine Verwandtschaft der Techniken über die Waffengrenzen ist kaum abstreitbar, da ihnen allen ähnliche physische Eigenschaften zugrunde liegen. Ob ein Schwert ein- oder zweihändig geführt wird, verändert zwar technische Varianten, aber im Grunde lassen sich mit beiden stechen¹¹⁶, schlagen und schneiden. Dass aber eine technische Verwandtschaft besteht, die nicht von der Länge der Waffe abhängig ist, zeigt Martin Huntfelt. Dieser hat in seiner Schrift zum „kurtzen swert“ aus dem 15. Jahrhundert mehrfach die zweihändige Führung beschrieben. So sagt er im Harnischfechten mit dem kurzen Schwert¹¹⁷: „Nym das swert in paid hend“¹¹⁸. Ein in der Literatur öfters vorkommendes Phänomen, das keine Erfindung mittelalterlicher Autoren ist.

¹⁰⁹ Müller, 1994, S. 364.

¹¹⁰ Hills, 1985, S. 5f.

¹¹¹ Hills, 1985, S. 8.

¹¹² Müller, 1992, S. 271.

¹¹³ Bl. 13v der Nürnberger Handschrift.

¹¹⁴ Wierschin, 1965, S. 41.

¹¹⁵ Müller, 1992, S. 261.

¹¹⁶ Bei frühen Schwertern mit abgerundetem Ort entfällt diese Option, doch ist dieser Typus bei ein- und zweihändigen Schwertern zu finden vgl. Oakeshotttypographie Typ X und XIII auf Abb. 3.

¹¹⁷ Kurz im Vergleich zum langen Schwert. Folglich eine einhändig geführte Waffe mit 60-80cm Klingenslänge.

¹¹⁸ Hagedorn, 2008, S. 238.

Diese galten generell nicht als Kampfexperten, aber hatten sie, wie im Falle Hartmanns von Aue, eine adlige Erziehung genossen, gehörte mindestens der Ringkampf dazu.¹¹⁹ Der zweihändige Stil in Rüstung machte durchaus Sinn, da die verbesserte Rüstung den Schild obsolet machte und eine zweihändige Führung des Schwertes zuliess, die präzisere und stärkere Schläge ermöglichte.¹²⁰ Die Existenz des Anderthalbhänders parallel zum Zweihandschwert zeigt den Bedarf eines Kompromisses zwischen einer Einhandwaffe zu Pferd und einer zweihändig geführten Klinge zu Fuss.¹²¹ Eine Fokusverschiebung der Kampfweise hatte bereits stattgefunden, als der mittig gegriffene Schild dem am Unterarm festgeschnallten gewichen war.¹²² Die Klingenbindung wurde dadurch wichtiger, welche im zweihändigen Stil eines der wichtigsten Elemente darstellt. Diesen Stil bilden die Fechtbücher in der Tradition Liechtenauers ab und stellen das Blossfechten als Kern des Fechtens dar. Dies macht aus zwei Gründen durchaus Sinn. Zum einen geschieht das „Zufechten“¹²³ aus einer weiteren Entfernung, welche im Blossfechten gelehrt wird und zum anderen zeigten die Techniken, die auf Hieben beruhten, gegen leichtere Rüstungen, wie eisenbeschlagenes Leder- oder Kettengeflechte, eine zum Blossfechten geminderte, jedoch noch immer durchschlagende Effizienz.¹²⁴ Nur im Kampf gegen Plattenpanzer, welche auch zeitlich erst später folgten, mussten die Halbschwerttechniken vom Harnischkampf eingesetzt werden. Die Fechtbücher späterer Zeit richteten sich primär an Bürger, die auch aus finanziellen Gründen ungerüstet waren.¹²⁵ Auch die sportliche Seite sah keine Rüstung vor, da ein Kampf durch das Blut beendet wurde und durch das Verbot diverser Techniken wurde versucht, den Sport möglichst zu entschärfen.¹²⁶ Liechtenauers Anspruch ritterliches Fechten zu vermitteln, hatte durchaus seine Berechtigung, da zwar die Waffe, die er lehrte, eine Veränderung durchgemacht hat, aber die Techniken bei gleicher Führung sich kaum unterschieden haben.

¹¹⁹ Welle, 1993, S. XVI.

¹²⁰ Hills, 1985, S. 288.

¹²¹ Wanke, 2009, S. 16.

¹²² Wanke, 2009, S. 18.

¹²³ Angriff und Voranschreiten.

¹²⁴ Abb. 4.

¹²⁵ Wanke, 2009, S. 23.

¹²⁶ Hills, 1985, S. 309.

5. Die materiellen Komponenten des Ritters

Die Rüstung eines Ritters galt seit jeher als das Erkennungsmerkmal. Dies ging bereits im 12. Jahrhundert so weit, dass das Kampfverhalten geregelt wurde durch ein Kalkulieren der Risiken, wobei die Rüstung einen erhöhten Stellenwert einnahm.¹²⁷ In der *Historia Welforum* geht der Schreiber so weit zu sagen, dass „mit einer Ausnahme auf keiner Seite jemand fiel: so gut waren sie alle durch ihre Rüstung geschützt“.¹²⁸ Diese Rüstung des Ritters hat sich jedoch gewandelt, wie dessen Einsatzgebiet. In seiner Entstehungszeit im Frühmittelalter war er ein Panzerreiter, dessen Funktion ihm auch seinen Namen verlieh. So kommt die Bezeichnung Ritter vom mhd. *rîter*.¹²⁹ Um sich der wandelnden Kriegsführung anzupassen, erhielt auch der Ritter ein neues Einsatzgebiet, welches ihn vermehrt zu Fuss kämpfen liess.¹³⁰ Dies schlug sich ebenso in der Ausrüstung nieder.

In den frühen Zeiten des Ritters war als Schutzausrüstung ein kurzärmliges, knielanges Kettenhemd vorgesehen. An Ausrüstung trug er primär eine Lanze, dazu einen Schild und ein Schwert¹³¹, welches primär für Schnitte und Hiebe geeignet war, um Kettenhemden zerschlagen zu können.¹³² Das Kettenhemd wiederum wurde sukzessive bis zum Kettenmantel erweitert, bis es schliesslich über Hände und Füsse ragte und auch den Kopf in Form einer Kapuze deckte. Zur Vervollständigung dieser Schutzwehr gehörten bei wohlhabenderen Kriegern bis zum 14. Jahrhundert Arm- und Beinschienen. Der Fortschritt der Rüstungsindustrie verdrängte das schwere Kettengeflecht zugunsten des Plattenpanzers, der einen vollumfänglicheren Schutz bot und schneller und preiswerter in der Herstellung war.¹³³ Den Kopf bedeckte ursprünglich ein Spangenhelm, doch wich dieser im 13. Jahrhundert dem Topfhelm, der über der Kettenkapuze getragen werden konnte. Waffentechnisch wurde die Ausrüstung noch um einen Dolch ergänzt, da dieser zu Fuss hilfreich sein konnte, zu Pferd jedoch aufgrund der geringen Reichweite keine Verwendung gefunden hätte.¹³⁴ Das Schwert selbst machte ebenfalls eine Entwicklung durch, die insbesondere auf der Verlängerung des Griffs beruhte. Obwohl das Schwert noch immer primär einhändig geführt wurde, erlaubte der längere Griff bei Bedarf eine angenehmere zweihändige Führung. Dies ermöglichte einen variantenreicheren Kampfstil. Beim gotischen Schwert waren solche Veränderungen durchaus üblich und wurden zu „Anderthalb Hand“

¹²⁷ Althoff, 1998, S. 158.

¹²⁸ Althoff, 1998, S. 165.

¹²⁹ Goetz, 1986, S. 177.

¹³⁰ Arnold, 1985, S. 38.

¹³¹ Goetz, 1986, S. 181.

¹³² Oakeshott, 1981, S. 24.

¹³³ Goetz, 1986, S. 181.

¹³⁴ Dürst, 1964, S. 84.

oder Anderthalbhänder genannt.¹³⁵ Der Ort der Waffe blieb noch immer meist rund, da ein Abbrechen der Klinge eine ständige Gefahr darstellte, welche durch diese Form gemindert wurde.¹³⁶ Spitze Klingen hatten jedoch den Vorteil einer zusätzlichen Angriffsart, welche den Kampfstil ungemein erweiterte. Gegen die späteren Plattenpanzer war der Stich die einzig sinnvolle Option, da ein Durchbrechen ausser Frage stand und mit diesem Schwachstellen in der Rüstung gezielt angegriffen wurden. Die Kettenhemden jedoch schützten allein gegen den Schnitt optimal. Ein gezielter Stich oder starker Hieb konnte die einzelnen Elemente auftrennen und den Kämpfer verwundbar machen.¹³⁷ Der zweihändige Stil richtete durch den Hieb kaum mehr Schaden an, aber der Einfallswinkel der Waffe musste weniger Präzise sein, um dieselbe Wirkung zu erzielen.¹³⁸ Dies wiederum deutet auf einen leichten Vorteil der beidhändigen Waffenführung hin, die im Vergleich zum Verlust des Schutzes durch den Schild steht.¹³⁹ Auch vollvernietete Kettenhemden, die im Spätmittelalter der Norm entsprachen, boten keinen vollumfänglichen Schutz, da ihr Schwachpunkt noch immer die Verbindung zwischen den Ringen ist. Im orientalischen Raum fand diese Art des Schutzes besonders unter Persern, Mamelucken und Osmanen Anklang.¹⁴⁰ Somit hatten die Ritter der Kreuzzüge ihre altbewährten Taktiken nicht zu ändern, da ihre Gegner keine schweren Panzer trugen, die für die leichteren Klingen undurchdringlich gewesen wären.¹⁴¹ Schwerere Klingen erfreuten sich in Nord- und Westeuropa grösserer Beliebtheit, da sie durch ihr erhöhtes Gewicht eine grössere Wucht zum Durchschlagen von Rüstungen entwickeln konnten.¹⁴² Diesen Umstand finden wir auch in der Literatur festgehalten. So findet sich des Öfteren die Bezeichnung für ein „Swert lanc unde breit“.¹⁴³ Dies ist auf die mindere Stahlqualität zurück zu führen, da eine Gewichtszunahme durch eine Verlängerung die Waffe instabil hätte werden lassen, geschah dies durch eine Verbreiterung der Klinge. Eine längere Klinge hätte die Durabilität der Waffe gemindert und da es sich auch bei einem Schwert um einen Verbrauchsgegenstand handelte, war es schliesslich auch eine Kostenfrage, Schwerter zu konzipieren, die möglichst lange eingesetzt werden konnten.¹⁴⁴

Eine Besonderheit des Ritters, die vordergründig nicht auf Funktionalität abzielte, stellte der Waffenrock dar. Dieser diente der Erkennung des Kriegers auf dem Schlachtfeld. Als die

¹³⁵ Hills, 1985, S. 288.

¹³⁶ Oakeshott, 1981, S. 31.

¹³⁷ Abb. 5.

¹³⁸ Abb. 6.

¹³⁹ Wanke, 2009, S. 19.

¹⁴⁰ LexMA, Ringelpanzer: apps.brepolis.net/lexiema/test/Default2.aspx.

¹⁴¹ Oakeshott, 1981, S. 53f.

¹⁴² Oakeshott, 1981, S. 53.

¹⁴³ Vgl. Alpharts Tod im deutschen Heldenbuch Vv. 369₃ & 370₃.

¹⁴⁴ Hills, 1985, S. 276.

Plattenpanzer aufkamen, wurde auf diese jedoch wieder vermehrt verzichtet, um die teure Rüstung zu zeigen, bis sie ganz verschwanden.¹⁴⁵ Ohne diese erfolgte eine Identifizierung über die Ausrüstung, wohl primär dem Helm. Zudem prangte auch auf der Pferddecke das Wappen des Ritters, so dass er zumindest reitend für seinesgleichen einfach zu erkennen war.¹⁴⁶

6. Der Kampf Dietrichs und Eckes im *Eckenlied*

Der vermeintliche Protagonist des *Eckenliedes* ist der Riese Ecke, denn von seinen Taten wird dem Publikum berichtet, bis er auf den Ritter Dietrich trifft. Dieses Aufeinandertreffen Dietrichs und Eckes geschieht aus der Sicht des Helden. Dass ein Wechsel von der Sicht Eckes zum Berner hin stattgefunden hat, verweist auf einen Fokuswechsel.¹⁴⁷ Es findet eine Ablösung des Protagonisten statt. Dietrich bemerkt schliesslich den lärmend durch den Wald Ziehenden:

„lofent so hort er den man | wol rosseloffers ferre. | gænd er in der brünne spilt; | swen der halsperg ru^orte den schilt, | so hort in ie der herre. | er sach in gewaffnet zu^o im gan.“¹⁴⁸

Ecke wird nicht angelastet, dass er Geräusche verursacht, sondern welche. Die Königin Seburg hat ihm bereits erklärt, dass er zu Pferde reiten muss, um standesgemäss zu erscheinen, doch Ecke lehnte ab. „das ros sol hie bestan, | ich mag ze fu^osse vil wol gan.“¹⁴⁹

Die Geräuschkulisse, die nun von Ecke ausgeht, ist gänzlich unritterlich, da sie nicht diejenige eines Reiters ist.¹⁵⁰ Bereits vor dem Kampf verletzt der Riese die gesellschaftlichen Normen des Rittertums, indem er seinem Gegner nicht gleichwertig gegenübertritt.¹⁵¹ Dies setzt sich fort mit seiner Anrede: „nu kera, degen ma^ere!“¹⁵² Statt einer standesgemässen Begrüssung befiehlt Ecke Dietrich kehrt zu machen. Dieser baut auf den Drang des Ritters zu kämpfen, wie er in höfischen Romanen als Norm gilt.¹⁵³ Dietrich jedoch weigert sich vorerst, denn er sieht keinen Grund für einen Kampf mit Ecke. Dieser hat ihm „laides niht getan“¹⁵⁴. Auch die Verlockung der Beute, die Ecke in Form des Schwertes und seiner undurchdringlichen

¹⁴⁵ Grant, 2012, S. 72.

¹⁴⁶ Das Mittelalterliche Hausbuch Tafel 24. Abb. 1.

¹⁴⁷ Malcher, 2009, S. 93.

¹⁴⁸ E₂ 72₂₋₇.

¹⁴⁹ E₂ 34₄₋₅.

¹⁵⁰ Malcher, 2009, S. 87.

¹⁵¹ Bleumer, 2000, S. 147.

¹⁵² E₂ 74₃.

¹⁵³ Malcher, 2009, S. 98.

¹⁵⁴ E₂ 89₂.

Rüstung anpreist, schreckt Dietrich eher ab: „sit es [das Schwert] so guot | ist, das es risen schaden tuot | mit siner scharphen sniden, | so wil ich dich niht hie bestan“¹⁵⁵

Ecke bricht schliesslich mit Gott: „e das ich von dir schaide, | so erbaize nider und strit mit mir, | das mich got hûte velle | und kum ze helfe dir.“¹⁵⁶ Daraufhin willigt Dietrich ein zu kämpfen. Ihm nun spezielle fromme Attribute zuzuschreiben, wäre eventuell etwas vorschnell, doch vertritt er in dieser Situation die Position eines wahren *miles christiani*.

Der Kampf der Beiden beginnt noch vor Morgengrauen, obwohl beide die Sonne herbeiwünschen: „won wolt es tagen! von herzen wir des gerten.“¹⁵⁷ Etwas ungewöhnlich erscheint der Kampf bei Dämmerlicht, doch ist er durchaus legitim. So beschreibt der Sachsenspiegel, dass beiden Kontrahenten die Sonne gleich zugeteilt werden soll, damit niemand geblendet wird, nicht jedoch, ob diese überhaupt vorhanden sein muss. Bei Tagesanbruch ist ihr Kampf schliesslich in vollem Gange. Ihre Helme ertönen und das Blut rinnt ihnen unter den Helmen hervor, so dass sie sich zu einer Pause entschliessen: „si sasen unversunnen | nider von slegen gros.“¹⁵⁸ Auch als sie ihren Kampf weiterführen, dröhnen ihre Helme. Von ihren Schwertern ist kaum die Rede. Auch nicht, dass diese klingen, was sie täten, wenn diese aufeinanderschlugen. Jeder Hieb also ein Treffer bzw. ein Doppeltreffer. Beide kämpfen sehr offensiv und kümmern sich wenig um ihre Paraden. Etwas entgegen den blutigen Häuptionen und den dröhnenden Schädeln ist, dass ihr Kampf erst nach der Pause „wart alrerst gestritten bas.“¹⁵⁹ Ihr Kampf wird mit derartigem *has* weitergeführt, dass die Funken, die von den Helmen sprühen, die umstehenden Bäume entzünden. Ein Umstand, den das gesamte Eckenlied begleitet, ist die Fokussierung auf den Helm. So trägt Dietrichs Helm den Namen Hiltegrin¹⁶⁰, während sein Schwert ungenannt bleibt und auch jenes von Ecke erhält lediglich den Namen Sachs, was kaum mehr als die typologische Bezeichnung ist.¹⁶¹

Eine erste Wendung des Kampfesgeschehens bringt die Zerstörung von Dietrichs Schild. Dazu legt Ecke seinen eigenen Schild ab, um die Kraft zu haben, diesen zu zerstören. Mit dem „swert ze baiden haenden. | er hûwe den schilt im vor der hant“¹⁶². Durch diese wilde Attacke des Riesen wurden beide vom einhändigen in den zweihändigen Kampfstil gedrängt. Dietrich gibt zwar an, dies kümmere ihn wenig, solange Gott bei ihm ist¹⁶³, doch heisst es weiter „dem

¹⁵⁵ E₂ 84₁₋₄.
¹⁵⁶ E₂ 99₁₀₋₁₄.
¹⁵⁷ E₂ 103₅₋₆.
¹⁵⁸ E₂ 104₁₃₋₁₄.
¹⁵⁹ E₂ 106₂.
¹⁶⁰ E₂ 70₇.
¹⁶¹ E₂ 80₂.
¹⁶² E₂ 108_{8,9}.
¹⁶³ E₂ 109₁₋₁₄.

Berner wart so laide nie, | er hate schilts niht meren.“¹⁶⁴ Er zieht sich aus dem Kampf zurück, worauf Ecke ihm mit wilden Schlägen nachsetzt, jedoch nur Äste trifft. Diese beengte Umgebung ist es schliesslich, die es ihm verunmöglicht, weiter gegen Dietrich zu kämpfen. Erst als es ihm gelingt, diesen ins freie Gelände zu treiben, kann ihr Kampf weiter gehen. Dietrich ruft erneut Gott zu Hilfe, denn er sieht seine eigenen Kräfte an ihre Grenzen gekommen.¹⁶⁵ Es gelingt ihm auch, Ecke einen Treffer beizubringen, dass „sin heln der na^eme ainen krak.“¹⁶⁶ Dass dieser nicht sofort mit einem Nachschlag beantwortet wird, wird explizit betont: „seht, das vergalt er im wol sider. | iedoch so mu^os her Egge | umb den slak zer erde nider.“¹⁶⁷ Die Spielmetaphorik, die vor allem in Turnieren seine Erwähnung findet, wird hier auf das Ehrensysteem übertragen. Ein Treffer bedeutet nicht bloss die Verletzung des Körpers, sondern auch Verletzung der Ehre gleichermassen.¹⁶⁸ So gleicht ein Nachschlag den Ehrverlust aus, doch nicht den körperlichen Schaden. Ihr Kampf geht weiter und Dietrich wird in die Defensive gedrängt. Beinahe beginnt er an Gott zu zweifeln: „er wande helfe sin erlost, | die im got senden wolde.“¹⁶⁹ Eckes Forderung, mit zu den Königinnen zu kommen, beantwortet der Berner mit wilden Hieben. Ihre Kräfte gleichen sich aus und es folgt ein blutiges Fechten. Ecke wundert sich über die Kraft Dietrichs und mutmasst ihn, mit dem Teufel im Bunde zu stehen, doch Dietrich verneint, indem er ihm sagt: „Du ga^ebe got ze helfen mir, | und das er niht enhulfe dir. | war ta^et du dine sinne?“¹⁷⁰ Dietrichs Ritterlichkeit und sein Glaube in Gott helfen ihm, so dass es ihm gelingt, Ecke ein weiteres Mal zu Boden zu bringen, doch ohne Wirkung, denn „was hilfet, das ich erfellet han | dich, won ich mit dem swerte | din niht verscroten kan?“¹⁷¹ Mit klassischen Schlägen kann Dietrich die Rüstung nicht durchdringen, so dass er seinen Plan ändern muss. Während Eckes Schläge Dietrich verletzen, kann dieser seinen Gegner lediglich zu Boden schlagen, doch beim fünften Mal beschliesst er, mit ihm ins Ringen zu gehen. Ecke sieht seinen Sieg gekommen, aufgrund seiner grösseren Kraft und Ausdauer und gibt seinem Gegner die Möglichkeit aufzugeben. Dietrich seinerseits tut es ihm gleich und bietet ihm an, sein Gefolgsmann zu werden.¹⁷² Keiner von Beiden geht auf das Angebot ein und Ecke umklammert Dietrich. Es mag auf eine Geringschätzung des Ringens durch das Publikum hindeuten, dass erwähnt wird, dass „es

164 E₂ 110₂₋₃.
 165 E₂ 112₁₋₁₄.
 166 E₂ 113₉.
 167 E₂ 113₁₁₋₁₄.
 168 Friedrich, 2005, S. 131.
 169 E₂ 117₁₋₂.
 170 E₂ 124₁₋₃.
 171 E₂ 124₁₁₋₁₄.
 172 E₂ 131₄.

wa^eren vro^vwan drukke niht,“.¹⁷³ Die Szenerie wird in das Blut des Berners getaucht, doch dieser gibt nicht auf und greift ihm in die *unversrotene* Halsberge. Daraufhin „zart er im die ringe | reht als es wa^er ain blo^edes glas“.¹⁷⁴ Dietrich zerreisst die Rüstung mit blossen Händen, die zuvor für jegliche Schwerthiebe unzerstörbar war, doch exponiert er sich dabei, so dass Ecke dessen Wunden aufreissen konnte. Ihr Ringen zieht sich weiter ohne Schwerter, dabei presst Dietrich Ecke gegen einen Baum. Durch den Druck wird der Riese bewusstlos und der Berner bringt ihn ein weiteres Mal zu Fall. In dieser Situation gelingt es ihm auch, seinen Gegner „mit also grossen kreften, | das er vil kum genas.“¹⁷⁵ auf dem Boden zu fixieren, so dass sie ein letztes Mal verhandeln. Als Beweis des Sieges fordert Dietrich Eckes Schwert, doch erneut gibt dieser nicht nach. Die einzige Konsequenz für Dietrich bleibt, seinen Gegner zu töten, was ihm bislang nicht gelang. Zuerst entreisst er ihm den Helm: „Den heln er im do ab gebrach. | swas er do uf das ha^ersnier stach,“¹⁷⁶ Doch darunter trägt er noch die Kettenhaube des Kettenhemdes, das er nicht zu zerstören vermag. Deshalb führt er Hiebe mit dem *knophe* bis „der rise wart ane wizze.“¹⁷⁷ Nun ist der Held durch die körperliche Nähe in der Lage, die Schwachpunkte der gegnerischen Rüstung auszunutzen: „er hu^ob im uf die slizze, | die warend baid von golde rot; | er stach das swert durch Eggen: | das twang in michel not!“¹⁷⁸

Der Kampf endet mit der Klage Dietrichs über den Tod seines Gegners. Sein *trûren* richtet sich als performativer Akt direkt an Gott, damit eine höhere Macht ihm (noch) weiterhelfen soll.¹⁷⁹ Da die geforderte Hilfe ausbleibt und er seine Ehre ohnehin verletzt sieht, bemächtigt er sich der Rüstung Eckes und seines Schwertes, wohl auch als persönlich auferlegte Busse, da sofort erkenntlich wird, dass er den ruhmreichen Ecke erschlagen hat. Er muss das Kettenhemd jedoch erst noch kürzen, da es „was im da ain tail ze lanch,“¹⁸⁰ Mit dem ebenfalls erbeuteten Schwert ist dies jedoch möglich, was eine frappierende Diskrepanz in der Materialität der Kämpfenden noch einmal unterstreicht.

¹⁷³ E₂ 132₇.
¹⁷⁴ E₂ 133₈₋₉.
¹⁷⁵ E₂ 134₁₃₋₁₄.
¹⁷⁶ E₂ 140₁₋₂.
¹⁷⁷ E₂ 140₈.
¹⁷⁸ E₂ 140₁₀₋₁₄.
¹⁷⁹ Bleumer, 2000, S. 137.
¹⁸⁰ E₂ 147₇.

7. Vergleich von Kampfdarstellungen im *Eckenlied* und Peter von Danzigs Fechtbuch Cod. 44 A 8

Der Kampf zwischen Dietrich und Ecke beginnt bereits lange vor ihrem eigentlichen Aufeinandertreffen, als Ecke den Entschluss fasst, den Degen zu besiegen. Deshalb erhält er die Rüstung, die ihn zu einem mehr als würdigen Gegner macht, doch ist bereits die Übergabe der Rüstung ein sinnbildlicher Akt. Die Königin Seburg übernimmt die Aufgabe eines Knappen, die weit unter ihrem eigenen Stand liegt und legt Ecke die Rüstung an. Dadurch vermindert sie den Standesunterschied zwischen ihnen und zeigt an, dass er ein auserwählter Streiter ist.¹⁸¹ Die goldene Rüstung aus „ringe guldin“¹⁸² kann vom Materialaspekt nicht als wahr angenommen werden. Ebenso das Härten im Drachenblut ist als paratextuelle Anspielung auf das Nibelungenlied zu verstehen und nicht als historische Aussage.

Ein Kettenhemd aus purem Gold wöge für einen durchschnittlichen Menschen etwa 50 Kilogramm, wobei es in Eckes Fall durch seine Grösse auch deutlich schwerer hätte ausfallen können. Abgesehen davon ist Gold aufgrund seiner Weichheit als Rüstungsmaterial ungeeignet. Ebenso die Tatsache, dass die Rüstung jedes „stahels blos“ war, erscheint nicht realistisch. Wenn damit jedoch die Sichtbarkeit gemeint wäre und die Ringe somit vergoldet wären, würde dies eine Möglichkeit für die goldene Rüstung liefern, jedoch ist die These unschlüssig, aufgrund der fehlenden Beschreibung. Wenn die Ringe tatsächlich vergoldet wären, wäre dieses während des Kampfes abgesplittert und ein solches zu berichten, wäre sicherlich nicht unterlassen worden.

So wenig die Materialität der Rüstung real erscheint, so entsteht der gegenteilige Eindruck mit der Rüstung selbst bzw. ihrer Fertigungsart. Es handelt sich um ein Kettenhemd mit Kapuze, die im Schrittbereich geschlitzt ist, um das Reiten zu ermöglichen. Darauf verweist die Tatsache, dass Dietrich Ecke nicht verletzen konnte, obwohl er ihm den Helm ausgezogen hatte. Darunter trug er also noch die Kettenhaube der Brünne.¹⁸³ Bei den Schössen wird explizit darauf hingewiesen, dass „baid von golde rot“¹⁸⁴ waren, es also nicht ein durchlaufender Schoss war. Die meisterliche Rüstung „wart geworket in Arabi“¹⁸⁵, was nicht auszuschliessen ist, da im arabischen Raum Kettenhemden fabriziert wurden. Die Besonderheit der Rüstung wird damit weiter erhöht, was keinesfalls unmöglich erscheint. Bei

¹⁸¹ Bleumer, 2000, S. 141.

¹⁸² E₂ 24₂.

¹⁸³ E₂ 140₂.

¹⁸⁴ E₂ 140₁₁.

¹⁸⁵ E₂ 24₇.

dem Helm „noch herter den ain adamant“¹⁸⁶ handelt es sich wohl um einen Topfhelm, der die Ausrüstung eines Ritters des 13. Jahrhundert ideal ergänzt. Nicht seine Unzerstörbarkeit gibt zu dieser Annahme den Ausschlag, sondern die Tatsache, dass der Helm das Gesicht des Kriegers vollständig verbirgt. So hält Eggenot Dietrich für Vasolts Bruder, da er dessen Rüstung trägt.¹⁸⁷ Auch Dietrich wird als mit Stahl eingehüllt beschrieben: „ich kund sin niendert blo^ese nih | won da zen o^vgen kiesen“.¹⁸⁸ Dies erscheint etwas irritierend, zumal sie an spätere Bild Darstellungen des Berners erinnert.¹⁸⁹ Das Bild zeigt jedoch die Halsberge Dietrichs, die Ecke zerstört.¹⁹⁰ Stählerne Halsbergen waren bereits im 13. Jahrhundert verbreitet und dienten der Fixierung des Helmes.¹⁹¹

Die Beschreibung der Kostbarkeit von Eckes Ausrüstung beschränkt sich auf Rüstung, Helm und Waffe. Der Schild, der nach Bumke auffälliges Standeszeichen war, das gerne mit Gold verziert wurde, wird als mit Glöckchen versehen beschrieben.¹⁹² Nicht seine Widerstandsfähigkeit wird gepriesen, sondern dass "da hiengent tusedt schellan an, lgeworcht von koste lobesan."¹⁹³ Dass er noch nie von einem Speer durchdrungen wurde, ist von einem *núwen*¹⁹⁴ Schild zu erwarten. Ecke würdigt ihn auch nicht sehr und legt ihn weg, sobald der Kampf ernster wird.¹⁹⁵ Im Vordergrund steht der Verbrauchscharakter der Schilde und nicht der Schutz, den sie liefern. Es hat sich also bereits ein Wandel gezeigt, der die Klingenbindung dem Schutz durch den Schild vorzieht. Liechtenauer bezeichnet das Führen, also das Führen an der Bindung zur gegnerischen Waffe als die wichtigste Übung:

„Merck das fülñ | vnd das wort | Inndes die gröst | vnd die pëst kunst im swert ist | vnd wer ein maister des swercz ist oder sein wil | vnd kan nicht das fülñ | vnd vernÿmpt nicht dar zw das wort | Inndes | So ist er nicht ein maister | wenn er ist ein püffel des swercz | Dar vmb soltu die czwai ding vor allen sachen gar wol lernen das dw si recht verstedt
~“¹⁹⁶

Ecke sucht zwar mit seinem Hieb nicht vorrangig die Klingenbindung, doch ist dies auch nicht primär der Sinn dieser Aktion. Er zerstört den Schild seines Gegners mit einem Hieb, damit er ihm seinen Stil aufzwingen kann. Da er die bessere Rüstung trägt, kann er in diesem

¹⁸⁶

E₂ 32₂.

¹⁸⁷

E₂ 214₁₋₁₄.

¹⁸⁸

E₂ 61₉₋₁₀.

¹⁸⁹

Abb. 6.

¹⁹⁰

E₂ 128₂.

¹⁹¹

Es existiert ein gut erhaltenes Stück im Pariser Louvre. Genauer beschrieben in: Francis, Sir Guy: "A record of European Armours and Arms through Seven Centuries".

¹⁹²

Bumke, 2008, S. 432.

¹⁹³

E₂ 33₄₋₅.

¹⁹⁴

E₂ 33₁.

¹⁹⁵

E₂ 108_{8,9}.

¹⁹⁶

Hagedorn, 2008, S. 72.

Kampfstil weitaus grösseren Nutzen daraus ziehen. Da der zweihändige Stil offensiver ist, muss die Rüstung den Verlust des Schildes ausgleichen, doch kann Eckes Rüstung dies in weitaus besserem Masse. Beide bleiben bei den Techniken des Blossfechtens, weshalb sie nicht gezielt nach Lücken suchen, sondern versuchen durch die Rüstung zu stechen. „Vil menig wunden er [Ecke] im slu^ok | durch den halsperg, den er [Dietrich] tru^ok.“¹⁹⁷ Auch zuvor bedient sich Ecke erfolgreich dieses Kampfstils. „vil mengen nider vallen | durch ha^ernesh tot verseret.“ Die Rüstungen sind nicht so gut, dass eine Änderung der Techniken von Bedarf gewesen wäre. Nur Ecke selbst tritt aus diesem System heraus, weil er eine Ausrüstung führt, die seiner Zeit voraus ist. Dietrich kann hier nur brillieren, da er die Tugenden der Ritterschaft verinnerlicht hat und nicht allein auf seine Waffe angewiesen ist. Ecke dagegen kämpft mit tumber Wut.¹⁹⁸ Er schlägt Äste und Bäume klein, ohne Erfolg und Möglichkeit etwas daran zu ändern. „er kunde verho^vwen nie das werk.“¹⁹⁹ Die *meisterschaft*, die Zeichen eines wahren Ritters sein soll, macht Ecke an Stärke fest, womit er zwar die Stärke als wichtigstes Attribut vertritt, aber Technik und Gottesfurcht ausser Acht lässt. In solchen Fällen wird er mehr zum Riesen, dem verzerrten Erzfeind des Ritters, der zwar Kraft hat, sie aber nicht für das Richtige einsetzt. Ecke muss überzeichnet sein, um dem Aspekt der *wilde* zu entsprechen, damit Dietrich hingegen als Streiter in der Tradition der Ritter für Gott auftreten kann.²⁰⁰ Er wendet sich auch vom raubritterlichen Verhalten ab und schlägt die Beute in Form von Eckes Ausrüstung zunächst aus. Dass er sie sich doch aneignet, geschieht wiederum aus anderen Gründen. Das Anlegen der Rüstung diente bei Ecke, um den Standesunterschied zu verringern und bei Dietrich wird eine Analogie erkenntlich. Eine starke Geste dient dem Epos zur Wahrung von Glaubwürdigkeit.²⁰¹ Dietrich evoziert eine sichtbare Verbundenheit zu Ecke, indem er sich kleidet wie er. Dies tut er schliesslich indem er seine Rüstung anlegt.

Diese Verbindung ist schwierig zu fassen, da sie an den jeweiligen Wunsch zu siegen, gekoppelt ist und die eigenen Fähigkeiten zu demonstrieren. Dass Dietrich mehr von diesen besitzt, zeigt sich besonders in Situationen, in denen er völlig unterliegt:

„do mu^os er wichen vor dem man, | da er den walt sach diken stan. |
was er der wunden dolde! | er kund sich im erweren niht.“²⁰²

Obwohl er sich nicht verteidigen konnte und stets zurückwich, blieb er im Kampf. Nicht seine Rüstung schützt ihn, da Eckes Schwert *Sachs* diese mühelos durchdringt.

¹⁹⁷ E₂ 128₁₋₂.

¹⁹⁸ Malcher, 2009, S. 114.

¹⁹⁹ E₂ 111₅.

²⁰⁰ Friedrich, 2005, S. 146.

²⁰¹ Bleumer, 2000, S. 138f.

²⁰² E₂ 117₄₋₇.

Womit Dietrich sich verteidigt, ist wohl das Versetzen, denn es bietet die letzte Möglichkeit des Schutzes, wenn keine anderen Optionen mehr offen stehen:

„**Vor versetzen huett dich Geschicht das auch sere mützts dich** | Glosa | Merck das ist das du nicht verseczen solt als die gmeinen vechter thuen | wenn die verseczen | so halden sy iren ort in die hoch oder auff ein setten | vnd das ist ze versten das sy in der versaczüg mit dem ort die vier plöß nicht wissen zw süchen | Dar vmb werden sie offft geschlagen | oder wenn dw verseczen wild | So ver secz mit deinem haw oder mit deinem stich | vnd suech Indes mit dem ort die nächst plöß | So mag dich kain maister an seinen schaden geschlachen“²⁰³

Dietrich versetzt wohl nicht nach Liechtenauer, wohl aber wie es die gewöhnlichen Fechter tun. Doch weiss der Recke in bedrängten Lagen auf ein breiteres Spektrum an Techniken auszuweichen als sein Gegner. Dieser entkommt seinen Wurzeln als Riese nicht, während Dietrich die Rittertugenden verinnerlicht hat. So ist „Dy sechste behendikeit: mit dem ringin.“²⁰⁴ Nur dieses rettet ihn und zeigt eine Analogie zu Erec, der ebenfalls einen körperlich überlegenen Feind durch den Ringkampf bezwungen hat.²⁰⁵

Die technischen Elemente Dietrichs zu erkennen, fällt jedoch sehr schwer. Bei Ecke verhält es sich einfacher, da er kaum etwas anderes tut, als Dietrich zu umklammern und zu pressen. Diese Angriffsart zeigt zwei Dinge sofort. Ecke ist nicht allzu kreativ, besitzt aber ungeheure Kräfte. Dietrich dagegen handelt auffallend auf zwei spezielle Arten. Bei der ersten kopiert er die Angriffsart Eckes und presst diesen gegen einen Baum: „der Berner Eggen sere twanch | ze aines bomes stammen gru^ene,“²⁰⁶ Die Zuhilfenahme des Baumes zeigt zumindest etwas mehr Kunstfertigkeit als die blosser Umklammerung. Die andere Besonderheit Eckes ist die Beachtung der wichtigsten Grundlage des Bodenkampfes. Er belastet den Gegner mit seinem eigenen Körpergewicht. Dies tut er jedes Mal, wenn es ihm gelingt, den Riesen zu fällen:

„niht langers bitenz do enwas: | es fiel uf in der rege. | als er in underligen sach,“²⁰⁷

„der Berner drucht in uf das gras | mit also grossen kreften, | das er vil kum genas.“²⁰⁸

Dass er ihn so oft zu Boden ringt, ist wiederum überzeichnet durch Eckes Kraft und Rüstung. Was jedoch auffällt, ist der Wechsel vom unbewaffneten Ringen zum Ringen am Schwert. Dietrich gewinnt schliesslich dadurch, dass dieser Übergang fließend stattfindet. Er muss seine überlegene Position nicht aufgeben, mit der er Ecke am Boden fixiert und greift zum Schwert. Wieso er nicht zum Dolch greift, mag daran liegen, dass er keinen bei sich trägt oder

²⁰³ Hagedorn, 2008, S. 68.

²⁰⁴ Welle, 1993, S. 230f.

²⁰⁵ Erec Vv. 9297ff.

²⁰⁶ E₂ 134₇₋₈.

²⁰⁷ E₂ 129₂₋₄.

²⁰⁸ E₂ 134₁₁₋₁₄.

es ist der literarischen Symboltracht des Schwertes zu verschulden, denn einen solchen Gegner wie Ecke kann er nicht wie einen Dieb mit dem Dolch abstechen. Es bedarf nicht bloss einer ritterlichen Waffe, zu der der Dolch gehörte, sondern der Waffe eines Ritters; dem Schwert.

Ihr Kampf lehnt sich an das ritterliche drei Phasen System an, bei dem sich die Kontrahenten zu Pferde treffen, bewaffnet weiter fechten und schliesslich im Ringen die Entscheidung suchen.²⁰⁹ Hierbei fehlt jedoch die erste Phase, da Ecke kein Pferd mit sich führt. Auch Dietrich mit nur einem Pferd entspricht nicht der spätmittelalterlichen Norm, bei der normalerweise drei Pferde mitgeführt wurden, um Gepäck, wie die Rüstung noch zu tragen.²¹⁰ Diese bewusste Abweichung von gängigem Wissen mag auf die Erzählzeit zurückzuführen sein. Dietrich soll als Gestalt einer früheren Zeit auftreten und ist somit bereits eine Vermischung mehrerer Zeitalter. Der Kampfstil ist aber eher als spätmittelalterlich einzustufen, zumal dieser grösstenteils zweihändig durchgeführt wird. Beide beginnen den Kampf jedoch mit Schwert und Schild, wobei sie auffällig oft zum Kopf schlagen und diesen auch treffen: „das bluoet in von den helmen ran | zen nasan und zen oren,“²¹¹

Auch im Towerfechtbuch gibt es einige Anweisungen zum Schlag zum Kopf:

„**P**ostquam superius exemplo proximo subligatum est per sacerdotem scholaris vero recipit capud sacerdotis quia fuit superior gladius suus & nota quod quandocunque subligatur capud debet teneri in custodia ne percutiatur vt hic vnde versus Dum subligaueris caueas ne decipieris Dum subligatur capud ligantis recipiatur“.²¹²

In dieser wird auf die Gefahr durch ein Anbinden von unten hingewiesen, das besonders bei unterschiedlichen Körpergrössen entscheidend sein kann. Die oberhalb liegende Klinge droht ständig mit einem kurzen Schlag zum Gesicht. Dies würde somit als frappanter Vorteil für Ecke stehen, doch gibt es auch dagegen eine Technik, die wiederum dem anderen Kontrahenten Möglichkeiten eröffnet:

„**N**otandum quod sacerdos mutat gladium hic quia fuit inferior nunc vero erit superior demum seorsum ducit gladium post capud adversarij sui quod nuncupatur nucken de quo generatur separatio gladij et scuti scholaris“.²¹³

Durch eine Trennung der eigenen Klinge von Schwert und Schild des Gegners wird das „Nucken“ ausgelöst, welches ebenfalls einen Schlag zum Kopf beschreibt.

²⁰⁹ Meyer, 1994, S. 213.

²¹⁰ Goetz, 1986, S. 179.

²¹¹ E₂ 104₉₋₁₀.

²¹² M. I.33, 19v (38). Vgl. dazu Abb. 7.

²¹³ M. I.33, 3v (6). Vgl. dazu Abb. 8.

Da bei dieser Art zu kämpfen, beide durch den Schild abgedeckt sind, werden Körpertreffer folglich umso seltener. Dass keiner von beiden einen Hieb zu den unteren Blössen versucht, mag auf ihre Ritterlichkeit schliessen, erscheint aber aus effizienter Betrachtungsweise unlogisch. Dies übernimmt Liechtenauer in Bezug auf die Blössen. Einerseits beschreibt er die unteren Blössen: „die anderñ wo plöss das auch die recht vnd linck seÿtt vnderhalb der gurtel“²¹⁴, aber auch, dass diese anzugreifen, wichtig ist:

„wenn du mit dem zw^o vechten zu^o ÿm kumst das dw albeg mit einem haw oder mit einem stich kunleich an alle vorcht solt remē der vier plössen eine l zu welicher dw am pesten kumen magst l vnd acht nicht was er gegen dir treibt oder vicht l Do mit twingstu den man das er dir vor seczen mues l“²¹⁵

Diese Angriffsform ist sehr selbst zerstörerisch, da sie darauf abzielt, dass sich der Gegner verteidigen wird. Trifft dies nicht zu und versetzt den Gegner nicht, führt eine solch aggressive Angriffsform zu schweren Doppeltreffern. Auch im Eckenlied scheiden die Gegner „mit egelichen wunden“.²¹⁶

Während ihres Kampfes werden ihre einzelnen Manöver nicht detailliert beschrieben, so dass Platz für Spekulation bleibt, doch zugleich wird über das Umfeld der Helden eine Bemerkung gemacht, die auch bei modernen Darstellungen gerne vergessen wird: „vor iren fuezen niht belaip l so vil so in der hende. l so gar vertragen sú das gras, l das nieman mohte kiesen, l was da gestanden was.“²¹⁷ Das niedergetrampelte Gras verweist auf die ständige Bewegung, in der sich die Kontrahenten befinden.

Als Ecke schliesslich Dietrichs Schild zerstört, ergibt sich daraus ein Verweis auf die Tragart. „dem edlen Berner vor der hant l er klop den schilt unz an den rant;“²¹⁸ Da er den Schild vor der Hand trägt, verweist dies auf die ältere Trageweise, die auch im Towerfechtbuch beschrieben wird. Bei dieser Verwendung des Schildes wird auch ein Wechsel zum zweihändigen Stil vereinfacht. Dass dieser freiwillig gegen Krieger mit Schilden eingesetzt wurde, zeigt auch die manessische Liederhandschrift.²¹⁹ Zudem zeigt sie den Stil, der stets versucht durch die Rüstung zu brechen. Insbesondere, dass er den Schädel spaltet, fällt auf, da es sich hierbei, um eine Aktion handelt, die mit einem grossen Kraftaufwand verbunden ist, mit der sich Ecke im besonderen rühmt: „und han wol hundert man erfalt, ldurch heln tot verseret.“²²⁰ Der Topfhelm bietet für diese Angriffsform eine gute Auflagefläche, da der Hieb

²¹⁴ Hagedorn, 2008, S. 42.

²¹⁵ Hagedorn, 2008, S. 42.

²¹⁶ E₂ 106₈.

²¹⁷ E₂ 107₉₋₁₄.

²¹⁸ E₂ 108₄₋₅.

²¹⁹ Abb. 9.

²²⁰ E₂ 15₂₋₃.

nicht einfach abgeleitet. Deshalb wich dieser Helmtyp auch dem Stechhelm. Die Rüstung zu durchbrechen, gilt beinahe als normalste Angriffsform. So bricht Ecke im Kampf gegen das Meerwunder brachial durch die Rüstung: „das swert das fuort er mit der hant: | er schriet im durch sin húrnin gewant“²²¹ Dies mag an der Überhöhung der Stärke im Vergleich zur *list* liegen, da diese zwar nicht die moderne negative Konnotation besass, aber nicht primär ritterliches Attribut war.²²² In diesem ritterlichen System war Ehrgeiz von zentraler Bedeutung. Lediglich deshalb zieht Ecke aus. Ihr Kampf findet jedoch unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, was nicht unproblematisch für den Zuwachs an Ehre ist und in hartem Kontrast zum Gerichtskampf steht, der einer solchen Zweikampfsituation nahe ist.²²³ Auch in diesem spielt Gott eine zentrale Rolle und dort verliert ebenfalls jener, dem Gott nicht gewogen ist. Diese Komponente ihrer Auseinandersetzung bietet eine Analogie, die über den höfischen Zweikampf hinausgeht und sie den Berufsfechtern näher bringt.

8. Schlusswort

Die Ritter der Literatur sind keine genauen Kopien ihrer kämpfenden Vorbilder, doch überwiegen die Gemeinsamkeiten. Dies ist dem Hintergrund der Schreibenden zu verdanken, die zumindest mit den einfachsten Regeln der *hövescheit* vertraut waren.²²⁴ Die Ideale des höfischen Ritters unterschieden sich nicht gravierend von denen, der real auf dem Schlachtfeld stand. Ihr grösster Unterschied lag wohl in deren Ausübung. Bei dieser war der höfische Ritter voraus, der den Normen und Werten folgte und sein Leben dem Ehrensysteem unterordnete. Es ist so, dass der Kampf zwischen Dietrich und Ecke ebenfalls diesem System folgen muss und so kann der Kampf auch nicht unterlassen werden. Ecke muss sich beweisen und Dietrich sieht seine Ehre verletzt, nimmt er keine *râche* für die ständigen Beleidigungen durch Ecke. Beide sind an das Normensystem gebunden und können ihre Entscheidung zu kämpfen, nicht mehr rückgängig machen. Auch nicht, als ihnen die Kraft ihres Gegners unüberwindlich erscheint. Beide sind der *staete* unterworfen und versuchen, ihren Gegner zum Aufgeben zu bewegen.²²⁵ Dass Dietrich nicht nur dem System folgt, sondern auch den Idealen, zeigt sich in seinem Vertrauen in Gott. Ecke sagt sich von diesem los, während der Berner stets zu diesem hält. Im Glauben an Gott entsteht jedoch eine seltsame Unstimmigkeit in einem entscheidenden Punkt des Rittertums zwischen dem höfischen und dem realen Ritter.

²²¹ E₂ 154₄₋₅.
²²² Lexer, 1992, S. 128.
²²³ Meyer, 1994, S. 213.
²²⁴ Welle, 1993, S. XVI.
²²⁵ E₂ 135₄₋₁₄& E₂ 136₂₋₁₄.

Beide sollten *kiusche* sein und demütige Gottesdiener. Dieses Ideal, das nur in den Ordensrittern seine wahre Ausformung zeigte, konnte nicht mit dem Ritter kongruent sein, der für den Minnedienst auszog. Die Ritter im höfischen Roman entfernten sich von Gott und näherten sich den Frauen an. Im Eckenlied geht dies so weit, dass Ecke sich von Gott los sagt und für die drei Königinnen kämpft. Dass dieser jedoch verliert, verweist auf die Moral der Geschichte, die zwar nicht die Selbstaufopferung eines Ordensritters verlangt, aber den Umstand für Gott zu kämpfen, nicht zu vergessen. Ein Mönchsritter findet sich auch in dieser Erzählung in Form Wolfdietrichs, der *sin kloster*²²⁶ reich machte. Kämpfende Geistliche waren schliesslich keine Seltenheit mehr, aber sie wurden besonders von der Kirche ungern gesehen. Hango Döbringer²²⁷, Ilsam²²⁸ und Liutger, der Verfasser des Towerfechtbuchs²²⁹, waren allesamt Geistliche. Solchen wurde jedoch nachgesagt, dass ihnen wahre Frömmigkeit fehle, da sie ihre Zeit mit höfischen Umgangsformen verschwendeten, in die auch der Minnedienst und das Ringen fielen.²³⁰

Die Fechtbücher als andere Textgattung beschäftigten sich weniger mit den moralischen Implikationen, sondern vermehrt als Anleitung zu korrekter Waffenführung. Sie liessen aber ihre Wurzeln nicht ausser Acht. Die besondere Stellung, die das Schwert als Begleiter des Ritters erlangt hat, liess auch in der frühen Neuzeit kaum nach. Seine Verwendung wandelte sich jedoch, was auch in den Aventiuren auffällt. So kämpfen Dietrich und Ecke die meiste Zeit ohne Schild, worin sie sich von den früheren Artusrittern unterscheiden, die diesen nur in besonderen Situationen ablegten. Diese Veränderung in der Beliebtheit bestimmter Kampfweisen schlägt sich auch in den Schwerttypen nieder. So erlangte das lange Schwert grössere Popularität, während das kurze Schwert in dieser Zeit an den Rand gedrängt wurde, aber aufgrund seiner Nützlichkeit unter den einfachen Leuten niemals verloren ging.²³¹ Das lange Schwert machte seinem Namen abseits der Schlachtfelder schliesslich alle Ehre. Dies mag nebst materiellen Gründen vor allem der Prestigeträchtigkeit zu verschulden sein, so dass eine Erhöhung der Schwertlänge mit einer Erhöhung des Ranges koalitiert.²³²

Doch während die Tendenz zu längeren Klingen steigt, zeigt eine Adaption Johannes Lecküchners, dass die ein- oder zweihändige Waffenführung nicht entscheidendstes Kriterium für die Techniken war. Dieser überträgt den liechtenauerschen Stil im 15. Jahrhundert zurück auf das einhändige Schwert. Die Tricks und Kniffe sind also vielmehr an die Notwendigkeit

²²⁶

E₂ 22g.

²²⁷

Wierschin, 1965, S. 4.

²²⁸

Eckehard, 1989, S. 198.

²²⁹

Vgl. M.I.33. sacerdoties in: <http://freywild.ch/i33/i33a.html#01>.

²³⁰

Bumke, 2008, S. 447.

²³¹

Vgl. Oakeshott 1981.

²³²

Hills, 1985, S. 310.

ihrer Zeit und die vorhandenen Waffen gebunden, als an die ursprüngliche Waffe, für die sie konzipiert wurden.²³³

Die Waffen der Helden in den Epen und Aventiuren zu fassen, ist schwieriger als es den Anschein haben mag, sind es doch so oft berühmte namhafte Klingen. Eine genaue Beschreibung bleibt jedoch meist aus, ebenso verhält es sich mit den Techniken. Da es sich besonders bei den Aventiuren um übernommene Texte aus dem Französischen handelt, ist einerseits fraglich, ob eine Veränderung der Beschreibungen stattgefunden hat und ob solch eine überhaupt notwendig war.²³⁴ Es ist vielmehr anzunehmen, dass sich die Kampfweise in Deutschland und Frankreich nicht gravierend unterschied. Dies mag der Anatomie des Menschen anzulasten sein, die sich weltweit kaum unterscheidet. So sind jene Techniken effizient, die sich die Schwächen des Körpers zu Nutze machen und diese variieren wenig. Auch deshalb ist die Verwandtschaft zwischen dem ein- und zweihändigen Schwert so hoch. Die Grundlagen des Kampfes wurden den Rittern als Elitekrieger, die sie waren, schon früh vermittelt. Unter den höfischen Ritter ist Parzival eine Ausnahme, der das Kriegshandwerk erlernen muss. Die anderen wurden in aristokratischem Umfeld geboren und lernten das Handwerk somit von klein auf. Eine explizite Erwähnung war nicht weiter notwendig. Dies bringt sie durch die Nichtnennung eines Umstandes der vorherrschenden Praxis ungemein näher.

In diesem Punkt schliesst sich das Eckenlied an. Es geht nicht spezifisch auf die Vorgeschichte der Helden ein, zeigt jedoch eine, verglichen mit anderen Texten seiner Zeit, ungewöhnliche Genauigkeit bei der präzisen Beschreibung der Ausrüstung. So tragen beide Kontrahenten Ringelpanzer und Topfhelme, Dietrich darüber hinaus einen Ringkragen und Ecke Beinschienen sowie eine Kettenhaube. Ihre Ausrüstung gleicht nicht der eines spätmittelalterlichen Ritters in Platten gehüllt, wohl aber dem Bild eines hochmittelalterlichen Ritters, wie sie zu Zeiten der Kreuzzüge anzutreffen waren. Das wiederum zeigt, dass ein aktuelles Bild vermittelt wurde, denn der historische Anklang der Geschichte geht zuweilen etwas unter. In der Version e₅ wird Dietrich in Bezug zu Odoaker und den Kämpfen in Rom gesetzt und schliesslich wird sein Todesjahr genannt: 497 n. Chr.²³⁵

Die beschriebene Ausrüstung entstammt jedoch nicht dieser Zeit, um eine Erhöhung der Glaubwürdigkeit zu verursachen.²³⁶ Das dies beim modernen Leser den gegenteiligen Effekt evoziert, ist ein zeitliches Phänomen. Die Übertragung hat auch stattgefunden, um die

²³³ Wanke, 2009, S. 18.

²³⁴ Kühbacher, 1979, S. 74.

²³⁵ E₅ 283₁₋₁₄&E₅ 284₁₂₋₁₃.

²³⁶ Bleumer, 2000, S. 131.

Vorbildfunktion der literarischen Helden zu erhöhen. Auch die kampftechnischen Inhalte haben diese Adaption durchlebt. So ist der Kampf mit Schwert und Schild in früheren Artusromanen dominant, während er im Eckenlied lediglich den Auftakt darstellt. Doch zeigt diese Verschiebung bereits, dass ein Wandel in der Kampfweise stattgefunden hat, die nicht auf völliger Neuerung beruht. So hat sich gezeigt, dass durchaus Techniken des zweihändigen Stils existieren, die auf einem einhändigen Kern aufbauen. Diese Art des Kampfes ist es, die als klassisch ritterlich angesehen wird. Eine Ausdifferenzierung und Adaption zur zweihändigen Verwendung der Waffe vergrößerte deren Einsatzgebiet, ohne sie vollends auf die Benutzung mit zwei Händen umzuarbeiten. Für den berittenen Kampf musste die Waffe noch immer einhändig zu führen sein, wodurch die Übergangsform zwischen den Waffen den Namen Anderthalbhänder durchaus verdient. Das liechtenauersche deutsche Lange Schwert ist aber bereits als Weiterentwicklung zu verstehen, da es aufgrund seiner Länge bereits kaum mehr rein einhändig zu führen ist. Nichtsdestotrotz sind die von Liechtenauer beschriebenen Angriffsformen, sowohl als ritterlich als auch als praktikabel zu interpretieren. Dies unter anderem daran, dass das Blossfechten einen derart hohen Stellenwert einnimmt.²³⁷ Weil weder Ritter noch Soldaten schutzlos in den Kampf zogen, wurde das Fechten mehr als Zeitvertreib eingestuft, denn als echte Vorlage zum Kampf. Aber unter anderem zeigen die Epen auf, dass die Techniken des Blossfechtens durchaus auch gegen gerüstete Gegner effizient waren. Das Eckenlied jedoch steht an einer Schwelle und zeigt auch die benötigte Weiterentwicklung zum Harnischfechten. Solange die Rüstungen auch durchschlagen und durchstossen werden konnten, war eine Abkehr vom Blossfechten unnötig. Doch eine unzerstörbare Rüstung machte diese Kampfarm obsolet. Die realen Vorbilder waren zwar nicht, wie Eckes Harnisch, unzerstörbar, aber dennoch so stabil, dass sie nicht durchschlagen werden konnten. Dietrich verwendet zwar keine Techniken, die darauf beruhen, die gegnerische Waffe zu binden, aber er begreift, dass die klassische Methode, den Harnisch zu zerbrechen, nicht mehr funktioniert. Also umgeht er die Rüstung und siegt dadurch. Hier zeigt sich ein besonderes Denken des Ritters, der an alten Traditionen festhält. Sein Sieg ist nicht ehrenhaft, denn er wurde nicht errungen, wie es zu erwarten gewesen wäre. Diese Darstellungen sind zwar mit Vorsicht zu interpretieren, aber sie liefern durchaus einen Erkenntnisgrad, den die Fechtbücher ermangeln. Dies liegt schlicht am zeitlichen Ablauf des Dargestellten. Die Fechtbücher liefern die Vorlage zum Erlernen der Techniken. Auch wenn in ihnen Kampfsituationen dargestellt sind, bleiben es einzelne Situationen, die jede für sich eine Technik darstellt. Im Gegensatz dazu zeigen die Epen und ihnen voraus die Aventiuren

²³⁷ Hagedorn, 2008, S. V.

den Kampf selbst, müssen jedoch die einzelnen Details des Kampfes weniger ausschmücken, da dies, als blosses Handwerk, den Fechtbüchern zufällt.

Die eigentlich fiktiven Werke können also eine Authentizität liefern, die leicht unter goldenen Rüstungen und Drachenblut übersehen wird, aber mit einer genauen Betrachtung können die Beschreibungen erkannt werden, die Zeugen ihrer Zeit sind.

9. Literatur

Primärquellen

Berlin, Kuperstichkabinett der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, MS 78.A.15 (1459).

Gotha, Forschungsbibliothek Schloss Friedenstein, MS Chart. A 558 (1443/1448).

Göttingen, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, 2, Cod. Ms. philos. 62 (16. Jh.).

Hartmann von Aue: *Erec*, Albert Leitzmann (Hg.), 7. Auflage besorgt von Kurt Gärtner, Tübingen 2006.

Das Eckenlied: Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Text, Übersetzung und Kommentar von Francis B. Brévert, Stuttgart 1986.

Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg 430 (1478).

Königseggwald, Gräfliches Schloss, HS XIX.17-3 (15. Jh.).

Kopenhagen, Det Kongelige Bibliotek, MS Thott.290.2° (1459).

München, Bayerische Staatsbibliothek, Cod. Icon 394a (1467).

München, Bayerische Staatsbibliothek, Cod. Icon 393 (1542).

Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, ms. 3227a (ca. 1389).

Rom, Biblioteca dell'Accademia Nazionale dei Lincei e Corsiniana, 44 A 8 (Cod. 1449) (1452).

Sekundärliteratur

Althoff, Gerd: Regeln der Gewaltanwendung im Mittelalter, in: Rolf Peter Sieferle / Helga Breuninger (Hg.): *Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte* 1998.

Arnold, Benjamin: *German Knighthood 1050-1300*, Oxford 1985.

Bleumer, Hartmut: Narrative Historizität und historische Narration. Überlegungen am Gattungsproblem der Dietrichepik mit einer Interpretation des „Eckenliedes“, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur*, Bd. 129, Heft 2, Stuttgart 2000.

Bodemer, Heidemarie: *Das Fechtbuch: Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte der bildkünstlerischen Darstellung der Fechtkunst in den Fechtbüchern des mediterranen und westeuropäischen Raumes vom Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts* Diss. Stuttgart 2008.

Bossert, Helmuth Th. / Storck, Willy F. (Hrsg.): *Das mittelalterliche Hausbuch nach dem Original im Besitze des Fürsten von Waldburg-Wolfegg-Waldsee: im Auftrage des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft*, Leipzig 1912.

- Bumke, Joachim: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter, 12. Aufl., München 2008.
- Dinzelbacher, Peter / Riedlsperger, Lotte Art. ›Ritterliches Tugendsystem‹, in: Dinzelbacher, Peter (Hg.): Sachwörterbuch der Mediävistik, Stuttgart 1992, S. 706 (Kröners Taschenbuchausgabe Band 477).
- Dürst, Hans: Rittertum. Schweizerische Dokumente - Hochadel im Aargau, Lenzburg 1964 (Dokumente zur aargauischen Kulturgeschichte 2).
- Ebenbauer, Alfred: Heldenlied und „Historisches Lied“ im Frühmittelalter - und davor, in: Heinrich Beck (Hg.): Heldensage und Heldendichtung im Germanischen, Berlin 1988.
- Ehrismann, Otfried: Art. ›ritter‹. In: Ehre und Mut, Aventure und Minne. Höfische Wortgeschichte aus dem Mittelalter, München 1995.
- Elisabeth von Nassau-Saarbrücken: Der Huce Scheppel nach der Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek Hamburg 1905.
- Eckehard, Simon: Rosengartenspiele: Zu Schauspiel und Turnier im Spätmittelalter, in: James F. Poag / Thomas C. Fox (Hrsg.): Entzauberung der Welt. Deutsche Literatur 1200-1500, Tübingen, 1989.
- Francis, Sir Guy: A record of European Armours and Arms through Seven Centuries. Michigan 1922.
- Friedrich, Udo: Die „symbolische Ordnung“ des Zweikampfs im Mittelalter, in: Manuel Braun / Cornelia Herberichs (Hg.): Gewalt im Mittelalter. Realitäten – Imaginationen, 1. Aufl., München 2005, S. 123-158.
- Grant, Reg G.K Krieger, Kämpfer und Soldaten. Von der Antike bis heute, München 2008.
- Goetz, Hans-Werner: Leben im Mittelalter, München 1986.
- Gumbrecht, Hans Ulrich: Wie fiktional war der höfische Roman?, in: Dieter Heinrich / Wolfgang Iser: Funktionen des Fiktiven, München 1983, S. 433-440.
- Hagedorn, Dierk: Peter von Danzig. Transkription und Übersetzung der Handschrift 44 A 8, Hamburg 2008.
- Haug, Walter: Wandlungen des Fiktionalitätsbewußtseins vom hohen zum späten Mittelalter. in: James F. Poag / Thomas C. Fox (Hrsg.): Entzauberung der Welt. Deutsche Literatur 1200-1500, Tübingen 1989, S. 1-18.
- Hills, Hans-Peter: Meister Johann Liechtenauers Kunst des langen Schwertes, F.a.M., Bern, New York 1985.
- Hoffmann, Werner: Mittelhochdeutsche Heldendichtung, Berlin 1974.
- Jaenicke, Oskar: Deutsches Heldenbuch, hrsg. von Oskar Jaenicke ... [et al.], Weidmann 1866-1875.

- Kühebacher, Egon: Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters: Beiträge der Neustifter Tagung 1977 des Südtiroler Kulturinstitutes, Bozen 1979.
- Lexner, Matthias: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 38. Auflage mit den Nachträgen von Ulrich Pretzel, Stuttgart 1992.
- Luther, Martin (Übersetzung): Die Bibel oder die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, Meiringen o. J.
- Malcher, Kay: Die Faszination von Gewalt. Rezeptionsästhetische Untersuchungen zu aventiurehafter Dietrichepik, Berlin / New York 2009.
- Meyer, Matthias: Die Verfügbarkeit der Fiktion. Interpretationen und poetologische Untersuchungen zum Artusroman und zur aventiurehaften Dietrichepik des 13. Jahrhunderts, Heidelberg 1994.
- Müller, Jan-Dirk: Bild – Vers – Prosa-Kommentar am Beispiel von Fechtbüchern. Probleme der Verschriftlichung einer schriftlosen Praxis, in: Hagen Keller / Klaus Grubmüller / Nikolaus Staubach (Hg.): Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen, München 1992, S. 251-282.
- Müller, Jan-Dirk: Hans Lecküchners Messerfechtlehre und die Tradition. Schriftliche Anweisungen für eine praktische Disziplin, in: Ders. (Hg.): Wissen für den Hof. Der spätmittelalterliche Verschriftungsprozess am Beispiel Heidelberg im 15. Jahrhundert, München 1994, S. 355-384.
- Oakeshott, R. Ewart: The sword in the age of chivalry, London 1981.
- Pierre Paul Read: Die Templer. Die Geschichte der Tempelritter, des geheimnisvollen Ordens der Kreuzzüge, München 2009.
- Paravicini, Werner: Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters, München 2011 (Enzyklopädie deutscher Geschichte Band 32).
- Stanescu, Michel: Mittelalter und erzählende Identität. Anmerkungen über den Dialog zwischen Fiktion und Geschichte, in: Volker Mertens / Friedrich Wolfzettel (Hg.): Fiktionalität im Artusroman, Tübingen 1993, S. 1-10.
- Wanke, Tilman: Anderthalbhänder – Zweihänder – Langes Schwert. Zu Klassifikation, Nutzung und Bezeichnung der großen Schwerter des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, in: Waffen- und Kostümkunde (Zeitschrift der Gesellschaft für Historische Waffen- und Kostümkunde), Bd. 51, Heft 2, Sonnefeld 2009.
- Welle, Rainer: „... und wisse das alle höbischeit kompt von deme ringen“. Der Ringkampf als adelige Kunst im 15. und 16. Jahrhundert, Bamberg 1992.
- Wierschin, Martin: Meister Johann Liechtenauers Kunst des Fechtens, München 1965 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 13).

Wilkins, Thore: Alles Fechten kommt vom Ringen. Zur Einflussnahme des Ringens auf die bewaffneten Disziplinen in den Fechtbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts, O.Ö 2014_I. Im Erscheinen.

Wilkins, Thore: Blinde Flecken im Diskurs? Untersuchungen zur Relevanz pragmatisch perspektiverer Analysen in der Fechtbuchforschung, Chemnitz 2014_{II}. Im Erscheinen..

Żabiński, Grzegorz. „Unarmored Longsword Combat by Master Liechtenauer via Priest Döbinger.“ Masters of Medieval and Renaissance Martial Arts. Ed. Jeffrey Hull. Boulder, CO: Paladin Press, 2008.

Zedler, Johann Heinrich: „Fechtkunst“, in: Grosses vollständiges Universallexikon, Bd. 9, F, Nachdruck der Originalausgabe von 1735, Graz 1961, Sp. 397.

Internetseiten

Bachmann, Dieter: Manuskript I.33, 2003.<<http://freywild.ch/i33/i33a.html#01>> [Stand: 22.4.13]

Gamber, O.: LexMa-artikel zu Ringelpanzer: <apps.brepolis.net/lexiema/test/Default2.aspx> [Stand: 25.4.14]

Bachmann, Dieter: Manuskript I.33, 2003.<<http://freywild.ch/i33/i33a.html#01>> [Stand: 23.4.14]

Hagedorn, Dierk: Linkverzeichnis der Fechtbücher:
<<http://www.hammaborg.de/de/fechtbuecher/>> [Stand: 23.4.14]

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Bossert, Helmuth Th. / Storck, Willy F. (Hrsg.): Das mittelalterliche Hausbuch nach dem Originale im Besitze des Fürsten von Waldburg-Wolfegg-Waldsee: im Auftrage des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft, Leipzig 1912, Tafel 24.

Abb. 2: Handschrift von Paul Hector Mair zum langen Schwert 1542, Cod.icon.393
<http://codicon.digitale-sammlungen.de/Blatt_bsb00006570,00039.html> [Stand: 24.4.14].

Abb. 3: Oakeshott, R. Ewart: The sword in the age of chivalry, London 1981, S. 24.

Abb. 4: Privataufnahme [12.4.2014].

Abb. 5: Privataufnahme [12.4.2014].

Abb. 6: Erzstandbild Dietrich von Berns:
<<http://www.ansichtskartenhandel.at/images/produkte/i10/100240545269139.jpg>>.

Abb. 7: Bachmann, Dieter: Manuskript I.33, Fol. 19 V38, 2003.
< <http://freywild.ch/i33/i33c.html>> [Stand: 23.4.14].

Abb. 8: Bachmann, Dieter: Manuskript I.33, Fol. 19 V38, 2003.
< <http://freywild.ch/i33/i33a.html#01>> [Stand: 23.4.14].

Abb. 9: Manessische Liederhandschrift Tafel 111, Fol. 321 v:
< <http://www.manesse.de/Manesse.php?id=360&tfl=112>> [22.4.2014].

Abb. 1



Abb. 2

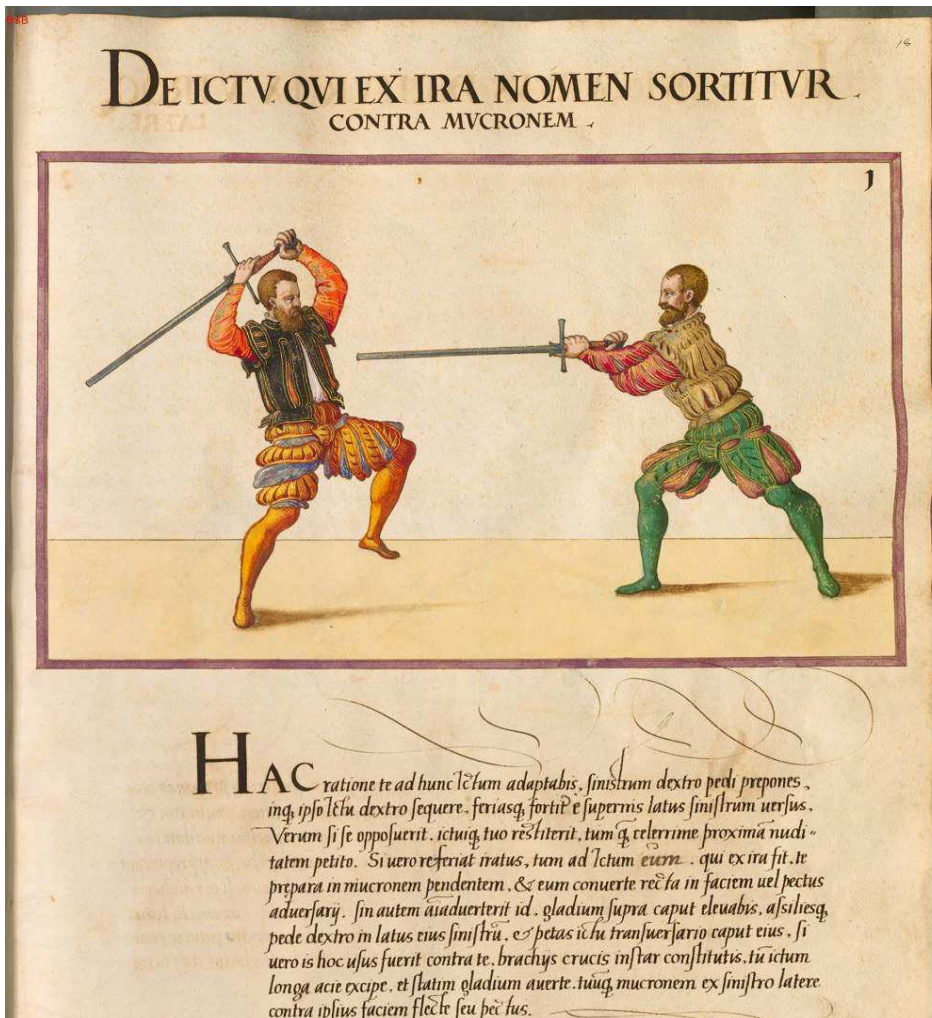


Abb. 3

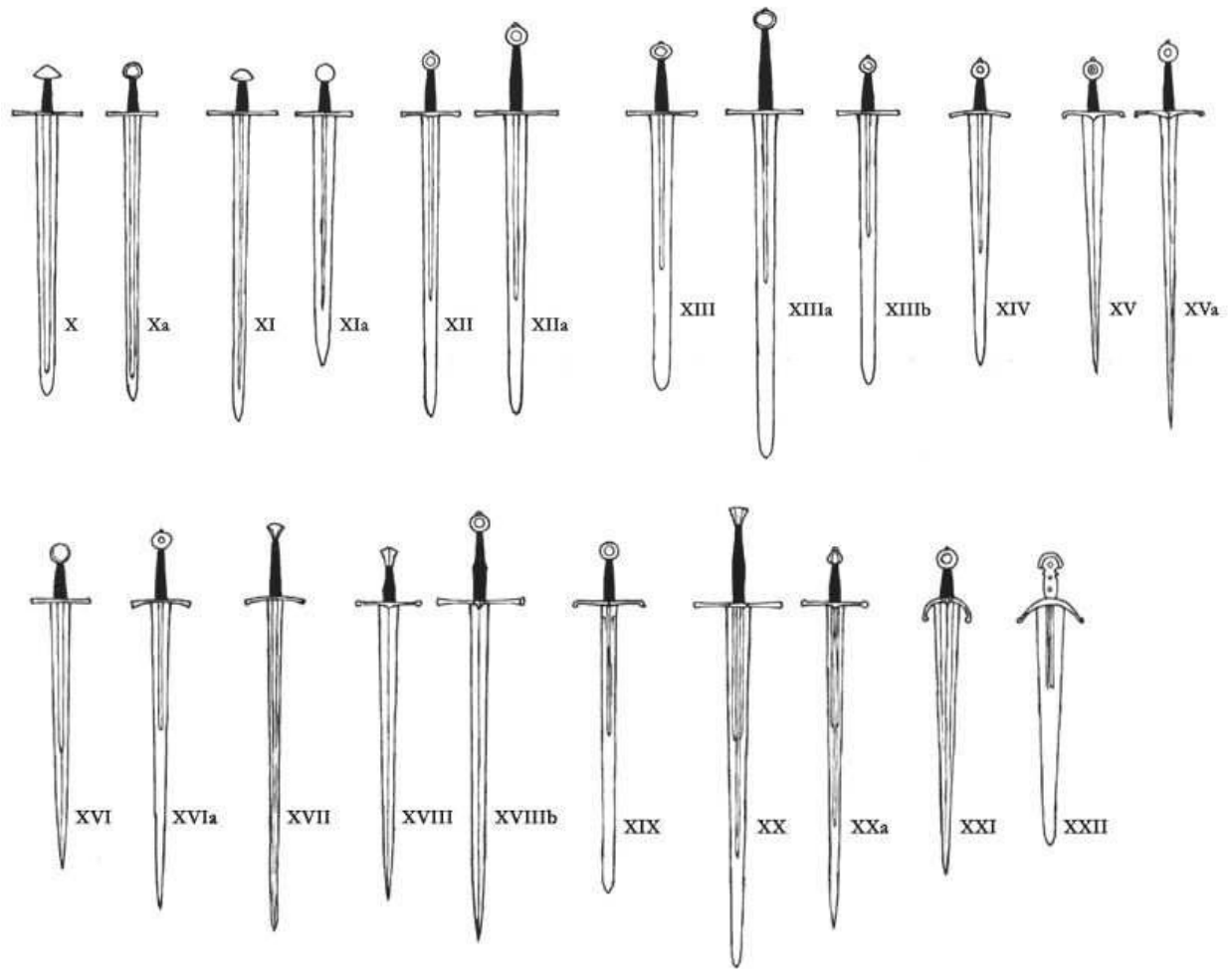
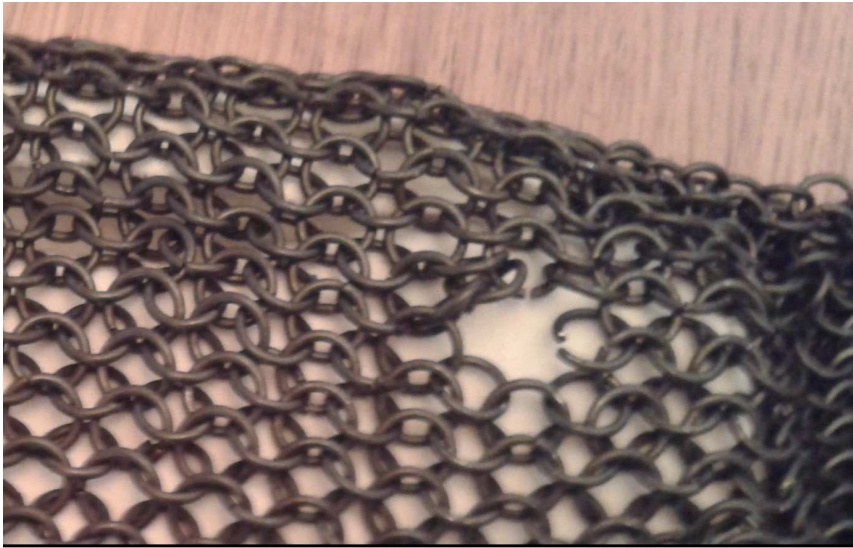


Abb. 4



Hieb mit einhändigem Schwert

Abb. 5



Hieb mit zweihändigem Schwert

Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9





Selbstständigkeitserklärung

Hiermit erkläre ich, dass
der vorliegende schriftliche Leistungsnachweis von mir selbst und ohne unerlaubte Beihilfe
verfasst worden ist und ich die Regeln wissenschaftlicher Redlichkeit einhalte.
(vgl. dazu: <http://www.lehre.uzh.ch/index/LK-Plagiate-Merkblatt.pdf>).

.....

Ort/Datum

Unterschrift

